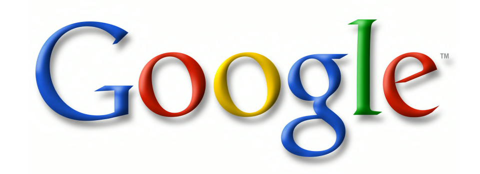
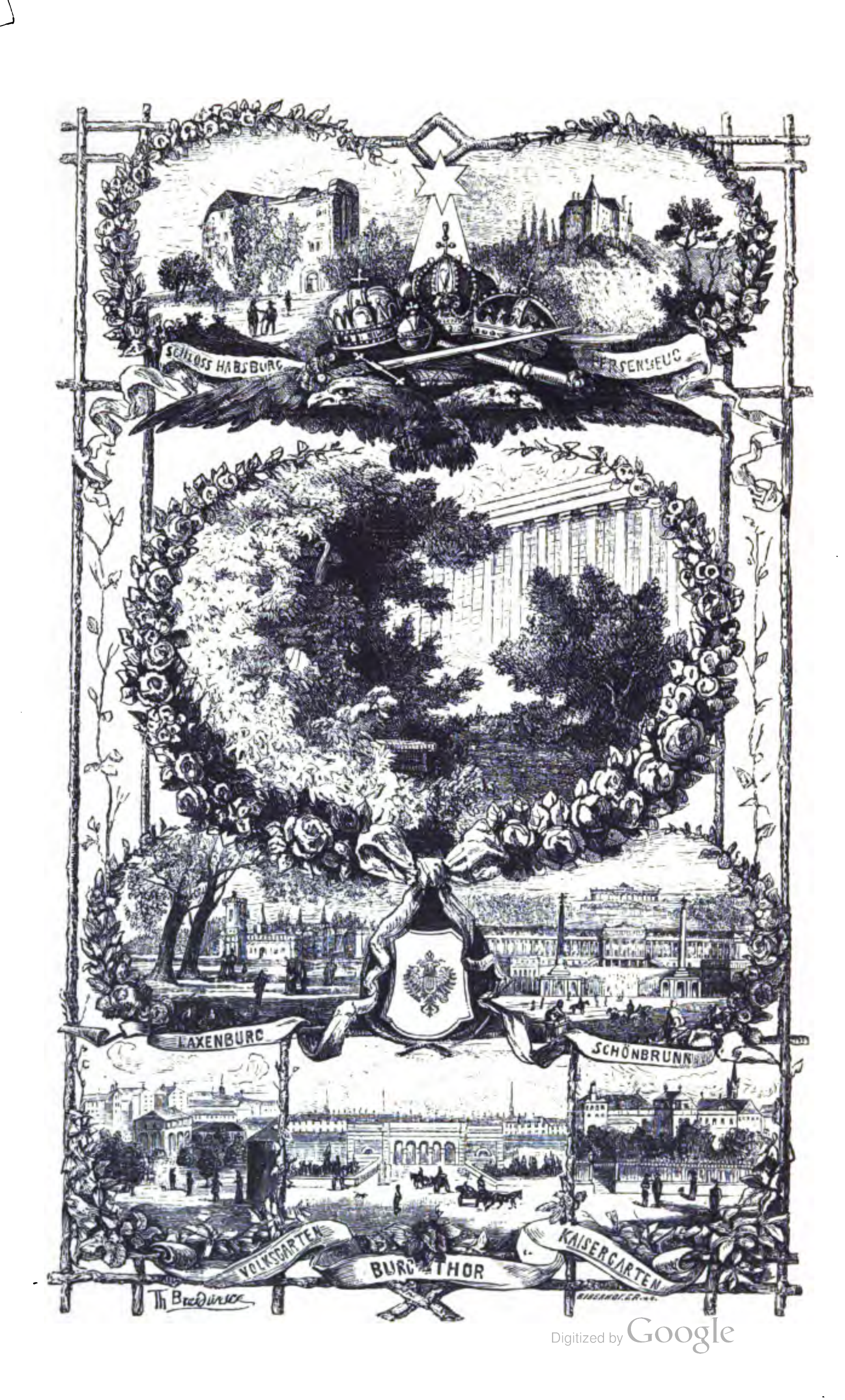



Der
Blumenkaiser.


Achtung!
Schone dieses Buch, blättere
nicht mit nassen Fingern und
chtzeitig zurück, denn
sollen es auch lesen!
STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
Google




SCHLOSS HABSBURG
PERSENBEUG
LAXENBURG
SCHÖNBRUNN
VOLKSGARTEN
BURG THOR
KAISERGARTEN

Der Blumenkaiser.



Oesterreichisches Zeit- und Culturbild

von

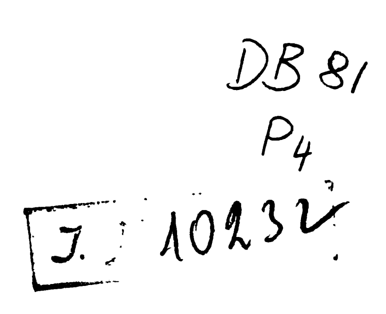
Jos. Pfundheller.

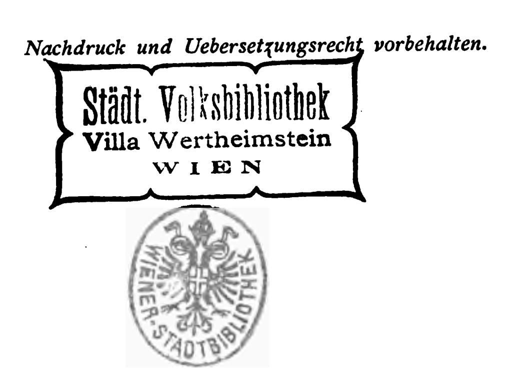
Mit Holzschnittbildern nach Originalzeichnungen
von Th. Breitwieser.



Wien, 1881.

Manz'sche k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.


DB 81
P4
J. 10232


Städt. Volksbibliothek
Villa Wertheimstein
WIEN
WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Vorwort.

Als Kind lauscht man gerne Erzählungen, wie sie eben für das Kind taugen — Am Lebensabende liebt man die Begegnung mit der Vergangenheit, denn sie weiss ebenfalls Vieles zu erzählen, was man gerne hört und das Herz lauter schlagen macht.

Die Aufzeichnungen über den «Blumenkaiser» sind Nachklänge anheimelnder Begebenheiten, darunter auch solcher, auf die wir stolz sein können.

Oesterreich ist ihre Wiege und dem Oesterreicher sind diese Blätter gewidmet.

Der Verfasser.

Inhalt.


Vorgeschichtliches.



Auf Veranlassung des Kaisers Joseph, der bekanntlich ein grosser Natur- und Blumenfreund war, wurden die damals nicht zu vielen Hofgärten, welche mehr den Charakter von Jagdanlagen besassen, in Ziergärten umgestaltet und war dem Publicum der Zutritt gestattet.

Ein einziger kleiner Garten blieb für die Familienglieder des Kaiserhauses reservirt. Er befand sich in der nächsten Nähe der Kaiserburg in Wien auf der Seite der Bellaria-Bastei,) und*

**) Dieses Bauobject älterer Zeit ist wie manches andere der neuesten Stadterweiterung zum Opfer gefallen.*

ein starkes Eisengitter) mit einer kunstvoll gearbeiteten Thoröffnung schloss diese zwischen aufsteigenden Mauern situirte Miniaturanlage vom «Ballplatze» ab.*

Sie erinnerte an eine Oase in der Wüste, war mit edlen Obstbäumen bepflanzt, besass reizende Blumenrabatten und reichte, verbunden mit dem rechtseitigen Ravelin der Stadtschanzen, bis gegen das «Schottenthor».

Gleichsam als Gegenstück stieg an der «äusseren», linkseitigen Burgfront eine umfangreiche, mit Glashäusern besetzte Terrasse empor, der gegenüber mit Einbezug des «Kärnthnerthor-Ravelin» die «Wassercur-Promenade» lag, von den Wienern scherzweise die «Ochsenmühle» genannt, weil sich daselbst die Menschen um einen Musik-Pavillon fortwährend im Kreise bewegten, und waren beide Anlagen durch eine Reihe von Kasematten verbunden, die beiläufig 7 Wiener Klafter in der Länge von der äusseren Burgfront verliefen.

**) Das Vorgitter, welches jetzt noch die Bewunderung des Kenners auf sich zieht, befindet sich gegenwärtig im Lustschlosse Schönbrunn, und zwar an der «Meidlingerseite» als «Gartenpforte» hinter dem Haupteingange.*

An ihrer Aussenmauer waren Schusslöcher für abzugebendes Gewehrfeuer angebracht; obenauf aber standen gedeckt schwere Geschütze, im Kriegsfalle Wiens letzte Vertheidigungslinie bildend.

Dieser Garten an der «Bellaria-Bastei» bestand schon zu Zeiten der Kaiserin Maria Theresia und war einer ihrer Lieblings-Aufenthaltsorte. Daselbst stand an dem einen Ende ein einfaches, stockhohes Häuschen, wo die Kaiserin, umjubelt von ihren Kindern, die wenigen Stunden verlebte, während welchen sie ungestört die zärtliche Mutter sein durfte. Damals nun präsentirte sich der Garten sehr einfach, bis er unter Kaiser Joseph der Pflege eines eigenen Hofgärtners, Namens Antoine, anvertraut wurde, der ein Niederländer war und den Ruf eines vorzüglichen Fachmannes besass.

In jenen Tagen stand der Cultus der Zwiebelgewächse auf seinem Höchstpunkte und Antoine verstand es, die eintönige, fast düstere Oertlichkeit in kürzester Zeit durch Gruppen der seltensten Tulpen, Narzissen, Tazetten und Liliensorten in ein Farbenparadies umzuwandeln.

Er erwarb dadurch nicht nur die Gunst des Kaisers und den Beifall des ganzen Hofes, son-

dern auch für den Schauplatz seiner schöpferischen Thätigkeit die Bezeichnung «Paradiesgärtchen».

Es mag nun im Jahre 1780 gewesen sein, dass der kinderlose Kaiser Joseph den Erzherzog Franz, welcher der älteste Sohn seines Bruders, des regierenden Grossherzogs Leopold von Toscana war, an das Hoflager berief, wo dieser nach Josephs Tode und der sich anreihenden nur zweijährigen Regierung seines Vaters Leopold am 1. März 1792 den österreichischen Kaiserthron bestieg.

Der noch junge toscanische Prinz wusste sehr bald durch Herzensgüte und leutseliges Benehmen Sympathien in weiten Kreisen zu erwerben. Dazu kam, dass er an dem bürgerlichen Elemente viel Gefallen fand und gesellschaftliche Unterhaltung mit jungen Leuten von gleichem Alter pflegte, ohne sich gerade um den Stammbaum des Spielgenossen besonders zu kümmern.

Ein solcher Spielgenosse war auch der Sohn Franz des Hofgärtners Antoine, und die häufigen Besuche des Erzherzogs Franz im «Paradiesgärtchen» — er liebte schon damals leidenschaftlich die Blumen — mochten hiezu den Anstoss gegeben

haben. Junge Herzen schlossen sich auf, aus Spielgenossen wurden Freunde, und dieser Seelenbund blieb auch nach der eingetretenen Veränderung der Weltstellung zwischen ihnen ungetrübt und unerschüttert, bis der Tod des Kaisers Franz ihn äusserlich löste.

«Lassen Sie den Kaiser im blanken Harnisch unter dem Hermelinmantel malen; auch darf im Hintergrunde ein blutrother Himmel nicht fehlen. Ja, meine Herren, Kaiser Franz wird nothgedrungen schwere Kriege führen müssen.»

So beiläufig hatte der Fürst Kaunitz zu einer Wiener Deputation gesprochen, die sich über die Ausführung eines Kaiserbildes für den Rathhaussaal der Bürger den Rath des Fürsten erbaten.

Diese Worte riefen die tiefste Bewegung hervor, fanden die weiteste Verbreitung und auch buchstäblich ihre Erfüllung.

Wer nun die Weltgeschichte jener Zeit vor Augen hat, der weiss, dass an den Kaiser Franz die allerschwersten Heimsuchungen herangetreten sind, dass er gegen die gefahrvollsten Stürme anzukämpfen hatte.

Es machte frühzeitig seine Wangen hohl, es raubte ihm des Menschen grössten Reichthum, —

den frohen Blick in das Leben, — es bohrte den Zweifel und das Misstrauen in seine Seele. Es drückte ihm, der von den Segnungen des Friedens und vom Glücke seiner Völker geträumt, durch Jahre das Schwert in die Faust.

Wie Oesterreichs Söhne aller Zungen im Kampfe für das gemeinsame, schöne, theure Vaterland viele Schlachtfelder mit ihrem Blute tränkten, so blutete auch ihres Kaisers Herz und der güldene Reif um sein Haupt ward zur Dornenkrone.

Diese Tage der Leiden und Prüfungen, aber zugleich unvergängliche Zeugen altösterreichischer Treue, Hingebung und Gemeinsinnes lagen nach dem allgemeinen Friedensschlusse des Jahres 1815 zurück.

Die Monarchie athmete nun auf. Die Pflugschar, das Handwerk, Industrie und Handel gingen an ihre friedliche Arbeit, um zu schaffen und zu fördern, was die Kriegsfurie getödtet, in den Boden gestampft, in Schutt und Ruinen verwandelt hatte.

Es hatten die Franzosen im Jahre 1809 bei ihrem Abzuge aus Wien dessen Festungswerke muthwillig zerstört, und der Kaiser Franz war nun darauf bedacht, dieses unschöne Bild der Ver-

wüstung zu beseitigen und einen mit der Stellung seiner Haupt- und Residenzstadt Wien besser harmonirenden Umbau eintreten zu lassen. Auf seinen ausdrücklichen Befehl hatte eine Renovation der Festungswerke zu unterbleiben und ward die «innere» Stadt blos durch eine Ringmauer mit breitem Wallgraben nebst dem entsprechenden Glacis von den «Vorstädten» getrennt.

Alle diese Arbeiten hatte das Militär auszuführen. Das Glacis und der Wallgraben erhielten Baumpflanzungen, die durch viele Jahre dem Fussgeher ihren Schatten spendeten, bis wieder eine neue Epoche der Veränderung anbrach und Ringmauer, Wallgraben und Glacis, diese Wahrzeichen des «alten» Wien, verschwinden machte.

Durch die rasirten Festungswerke war vor der Hauptfront der kaiserlichen Burg ein sehr grosser Raum gewonnen, welchen der Kaiser Franz zur Anlage eines Hofgartens ausersah als Ersatz für jenes historische «Paradiesgärtchen», das ebenfalls aufgelassen werden musste, wie manche frohe Stunde er dort auch verlebt hatte.

Dieser Hofgarten, welcher noch heute mit geringen Oertlichkeitsveränderungen eine Zierde für seine Umgebung ist, — er liegt linkseitig zwischen

der Burg und dem «äusseren» Burgthor, — kennt der Wiener unter dem Namen «der Kaisergarten».

Für ihn bestellte der Kaiser Franz seinen einstigen Spielgenossen «Franzl» (Antoine) zum Hofgärtner. Aber in diesem Garten schaltete und waltete durch viele Jahre noch ein zweiter Gärtner, der kein anderer als der Kaiser Franz selbst war.




Kaisergarten und Volksgarten.



Die Anlage des neuen «Kaisergartens» vollzog sich weniger nach den Normen der Gartenkunst, als im Sinne eines von dem Kaiser Franz entworfenen Planes, den er genau eingehalten wissen wollte.

Die Ausführung hatte übrigens auch noch gegen andere Schwierigkeiten anzukämpfen, und es wurde Aufgabe, wegen der weit vor die Burg hinausgeschobenen Stadtmauer, die mit dem Garten ein ganz gleiches Grundniveau hatte, wie auch wegen dem sich schief anlehnenden Gemäuer, eine, scheinbar Gegendruck leistende Figuration herzu-

stellen, denn nur auf diese Weise liess sich eine Aussicht über das Glacis hinaus gewinnen.

Beides ward durch eine Rampe oder Scarpe erzielt, die an der Mauer fortlief, und fielen von dieser Erdrampe noch vier andere Scarpen ab, auf denen in der Entfernung von $1^{1}/_{2}$ Klafter abwechselnd edle Obstbäume gepflanzt und seltene Weinreben gezogen wurden.

An Stelle des einstigen «Paradiesgärtchens» kam auf dem gewonnenen grösseren Raume der «Volksgarten» zum Vorschein; sein Hauptschmuck waren Pappel-Alleen.

«Volksgarten» und «Kaisergarten» sahen sich durch die neue Ringmauer mit ihrem Wall gegen das Glacis als ein Ganzes verbunden, und in der Mitte erhob sich im Festungsbaustyle das «äussere» Burgthor, mit dem Wahlspruche des Kaisers Franz geziert: «Justitia regnorum fundamentum», welcher in Wahrheit das stärkste Bollwerk eines Reiches ist.

Durch diese Bauten ward auch die Gestaltung für den «äusseren» Burgplatz gewonnen, in späteren Tagen geziert mit den Erzdenkmalen des Siegers von Aspern, Erzherzog Carl, und des Türkenbezwingers Prinz Eugenius von Savoyen.

Im «Volksgarten» ward der «Theseus-Tempel» ebenfalls auf eigene Anordnung des Kaisers Franz erbaut. Er hatte das dort aufgestellte Meisterwerk Canova's: «Theseus, den Minotaurus erdrückend» während seines Aufenthaltes in Rom käuflich an sich gebracht) und der Transport (1826) die allergrössten Schwierigkeiten verursacht.*

Der «Volksgarten» konnte schon 1820 eröffnet werden und wurde das Privilegium der Familie Curti, in einem errichteten Kaffeehause auch Mineralwässer zu verabreichen, ebenfalls auf diesen Garten ausgedehnt; desgleichen war das Abhalten von Musik-Productionen gestattet.

Bei der Anlage des neuen «Kaisergartens» waren viele Hände thätig und es wurde dabei mit grosser Sorgfalt gearbeitet. Der Kaiser Franz hielt fast täglich Nachschau, lobte oder tadelte die verschiedenen Ausführungen, liess Veränderungen vornehmen und überwachte sehr oft ihren Vollzug. Nachlässiges oder faules Arbeiten konnte ihn erzürnen. Ging aber Alles nach Wunsch, dann er-

---

**) Napoleon I. hatte diese in carrarischem Marmor ausgeführte Gruppe 1805 für den Mailänder Corso bestellt, Canova sie jedoch erst 1821 vollendet.*

heiterte sich sein Blick und mancher Scherz kam sodann über die Lippen.

Mit den Erdarbeiten im Garten stand auch der Aufbau von Glashäusern in Verbindung, welche damals als die grössten und bestconstruirten anerkannt waren.

Als sie beziehbar waren, wurden in ihnen eine Unzahl der grössten und seltensten «Neuholländer-Pflanzen» und auch andere exotische Gewächse eingestellt.

Für diesen Pflanzenreichthum verwendete der Kaiser aus seiner Privatschatulle grosse Summen, und auf sein Geheiss trat Hofgärtner Antoine mit den renommirtesten Blumenzüchtern und Händlern des In- und Auslandes in Verkehr.

Die Eröffnung des «Kaisergartens» wurde durch ein Tanzfest gefeiert, dem der Kaiser, die Kaiserin, alle in Wien anwesenden Mitglieder des Kaiserhauses beiwohnten und zu welchem auch die ersten Adelsgeschlechter mit ihren Familien geladen waren.

Getanzt wurde in dem feenhaft decorirten Blumensaale im Mitteltracte der Glashäuser, und das überaus schöne Fest verlief so animirt, liess bei den höchsten Herrschaften so angenehme Ein-

drücke zurück, dass der Kaiser Franz nun Jahr für Jahr ein «Blumen-Maifest» veranstaltete, das auch unter dem Kaiser Ferdinand fortbestand, bis der kaiserliche Garten im «Prater» dem Erzherzog Franz Carl, als Erbe nach seinem Vater, zugefallen war. Nun wurde das «Blumen-Maifest des Hofes» in den dortigen Räumlichkeiten immer am ersten Mai abgehalten.




Franz und Franzl.



Bis zum Jahre 1826 war der Kaiser Franz der treueste Pfleger seines neuen Gartens geblieben.

Nun aber hielt ihn eine schwere Krankheit fünf Wintermonate in seinen Appartements gefangen.

Während jener langen und trüben Zeit musste ihm sein «Franzl» (Hofgärtner Antoine) Tag für Tag Bericht erstatten, wie es mit dem Garten und in den Gewächshäusern stehe, und da sah sich dann der «Franzl» manchmal von der Gedächtnissstärke des Kaisers in die Enge getrieben, ward er nämlich von der Majestät über irgend eine Topfpflanze

oder wegen eines Strauchs oder versetzten Baumes befragt.

Blieb sodann dem «Franzl» die Antwort im Halse stecken, war es sein kaiserlicher Freund und Mitgärtner, welcher durch Anführung gewisser Umstände auf das Object hinführte, über das Auskunft gegeben werden sollte.

«Majestät bringen mich wahrhaftig in Schande,» sagte einmal Antoine aus solchem Anlasse.

«Und weshalb soll ich Dich, Franzl, in Schande bringen?» fragte der Kaiser in bester Laune.

«Weil Eure Majestät in unserem Garten besser zu Hause sind, als Eurer Majestät ganz unterthänigster Hofgärtner, und dabei lasten auf Eurer Majestät noch die vielen und schweren Sorgen des Regenten in einem so grossen Reiche.»

«Willst mir schmeicheln, Franzl, wahrscheinlich weil ein Anliegen dahinter steckt?»

«Majestät, ich habe nichts zu bitten; aber was ich sprach, ist die reine Wahrheit.»

«Dann setze Dir nichts in den Kopf, Franzl; musst ja auch von Deinen Leuten wissen, dass nicht Jeder das gleiche Gedächtniss hat. Allerdings kann ich mich über das meinige nicht beklagen, aber ungeachtet Deiner kleinen Vergesslichkeit ist

mein Garten durch Dich bestens bestellt. Was ich Dir jedoch mittheilen will, ist, dass mir Fürst Metternich erzählt hat, im *Harrach-Garten** wäre aus [illegible]

[illegible]

[illegible]

— Nachmittags, wo er um $3^1/_2$ Uhr kam, verweilte er bis 5 Uhr.

Die Witterung hatte auf diese Besuche keinen Einfluss. Bei günstigem Wetter arbeitete der Kaiser im Garten, im nichtgünstigen Falle in den Glashäusern.

Um die fünfte Nachmittagsstunde pflegte die Kaiserin Karolina Augusta den kaiserlichen Gemal zu einer Spazierfahrt abzuholen, deren Ziel fast immer der Prater war. Sie war einfach und der Jahreszeit anpassend gekleidet und trug meist einen Federhut. War dann der Kaiser bereit, bot er der Kaiserin den Arm und die Majestäten schritten gerade oder auf kleinerem Umwege zu ihrem Wagen.

An sonnigen Tagen hielt nun inner dem grossen Gartenthore ein ziemlich einfaches Piroutsch. Der Kaiser war der Kaiserin beim Einsteigen behilflich, liess sich sodann die Zügel reichen und kutschirte selbst, fortan ein mässiges Tempo einhaltend. War das Wetter weniger freundlich, nahm der Fond eines gedeckten, mit sechs Schimmeln bespannten Wagens das Kaiserpaar auf. Zwei Vorreiter in lichtgelben Jacken, den silberbordirten Dreispitz am Kopfe und mit den Füssen in colossalen Reiterstiefeln steckend, lenkten den Schimmel-

wagen, und wo dieser dann sich zeigte, flogen Hüte und Mützen von den Köpfen.

«Der Kaiser kommt!» lautete die Parole der Strasse. Gab es nun in der grüssenden Menge einen Fremden, der die Frage stellte, wer denn die Herrschaften im Wagen wären, bekam er zur Antwort: «Unser Kaiser und unsere Kaiserin. Sieht unser Kaiser auf das, was der arme Herr schon ausgestanden hat, nicht recht gut aus? Und, Herr, haben Sie sich unsere Kaiserin angesehen? Wie freundlich ihr Gruss ist, die Herzensgüte leuchtet ihr aus den Augen. Unsere Kaiserin ist aber auch ein wahrer Engel und eine beste Mutter aller Armen und Unglücklichen.»

Oft fand sich der eine oder der andere Bruder des Kaisers im Garten ein, um entweder mit der Majestät über eine dringliche Angelegenheit zu conferiren oder Aufträge des Kaisers entgegenzunehmen.

Dann traf es sich, dass der betreffende Erzherzog den Kaiser schon in der Ferne sah, der mit einem Eifer zu arbeiten pflegte, dass oft der Schweiss aus allen Poren drang.

Nun nahm der Besuch einige dreissig Schritte von dem Arbeitenden Stellung und wartete ab, bis ihn der Kaiser gewahr würde. Hatte ihn aber der

Kaiser Franz erblickt, rief er ihn im herzlichsten Tone zu sich und eine ganz ungezwungene Conversation nahm ihren Anfang.

Die Verabschiedung war dann wieder so ehrerbietig und die Etiquette vorkehrend, als die Einführung des Erzherzogs gewesen.

Im selben Jahre tauchte im «Kaisergarten» ein Knabe von beiläufig fünfzehn Jahren auf, von dem die Fama berichtete, er sei auf höchsteigenen Befehl Seiner Majestät als Lehrling aufgenommen, und zwar mit der Nebenbestimmung, dass er, wenn der Kaiser in den Garten komme, ihm für Alles zur Hand zu sein habe. Darnach war also dieser neue Mensch recht eigentlich der Admanuensis des «Kaisergärtners», eine Stellung, um die er, der «kleine Franzl», nicht wenig beneidet wurde.

Es brauchte einige Zeit, bis sich die hierüber unter dem Gartenpersonale entstandene Aufregung legte. Aber am Ende gewöhnte man sich an den rothwangigen Jungen mit dem schönen blonden Haar und den klugen, freundlichen Aeuglein, fand nun auch erklärlich, dass er, weil er von der edlen Gartenkunst gar nichts verstehe, zur Bedienung Seiner Majestät verwendet werde, und hatten einst die alten, wettergebräunten Schnauzbärte vom Prin-

zen Eugenius geurtheilt: «Dieses Kapuzinerlein wird dem Türken auch kein Haar aus dem Barte raufen,» — so führte in ähnlicher Situation auch die physische und intellectuelle Werthschätzung des kleinen Handlangers der Majestät beim ersten Gartengehilfen wie beim letzten Taglöhner zu dem Verdicte: «dass der kleine Franzl im Kaisergarten das Kraut auch nicht fett machen werde».

Es gab also unter jenen Persönlichkeiten, die im «Kaisergarten» von sich reden machten, drei, die den Taufnamen Franz führten, — den Kaiser Franz, als eigentlichsten Schöpfer des Gartens, — den Hofgärtner Franz Antoine, welcher ein genialer Verwerther der Ideen seines Herrn und Kaisers war, — und den «kleinen Franzl», dem oblag, Alles in Bereitschaft zu halten, was der Kaiser zu seinen Arbeiten bedurfte, und welcher nebstbei der geflügelte Bote der kaiserlichen Wünsche und Befehle an die im Garten arbeitenden Personen war.

Nun ereignete es sich sehr oft, dass der Kaiser im Garten oder in den Gewächshäusern den Ruf: «Franzl!» vernehmen liess, auf welchen Ruf dann manchmal der «Hofgärtner-Franzl» und der «kleine Franzl» in verschiedener Richtung zum Vorschein kamen und sich der Majestät eiligst zu Befehl stellten.



Der Kaiser schmunzelte oft über diesen Eifer seiner Getreuen, aber als an einem Tage die «Franzl» senior und junior mehrmals gleichzeitig vor ihm aufgetaucht waren, sagte er zu Antoine: «Franzl, mir thut's wahrhaftig leid, dass Du auch Deine Beine strapazirst, wenn ich nur den kleinen Franzl nothwendig hab'. Denk' nach, wie sich dem abhelfen liesse, nur komm' mir mit keinen Schwerfälligkeiten, — die sind mir in der Seele zuwider.»

Hofgärtner Antoine schien sich jedoch über diesen Wunsch des Kaisers vergeblich den Kopf zerbrochen zu haben, denn der «Franzlruf» zog fortan die ganz gleichen Erscheinungen nach sich.




Wie der «kleine Franzl»
zum «Kaisergarten» kam.



Damals zählte zur nächsten Umgebung der Kaiserin Karolina Augusta auch die Hof- und Sternkreuzordensdame Marianne Freiin von Weveld. Die Freiin von Weveld war eine Frau von ebenso grosser Schönheit, als bezaubernd durch ihr anmuthiges Benehmen, und dabei von einer Herzensgüte erfüllt, die sie zur Wohlthäterin vieler Menschen machte.

Auf einer Reise des Kaisers Franz, die mit seiner Wiedervermählung im Zusammenhange war, hatte er in Linz im Hause des Grafen Dönhof, Major in der Armee und Onkel der Freiin von Weveld Absteigequartier genommen. Graf Dönhof stellte dem Kaiser seine Familienmitglieder vor. Bei dieser Gelegenheit war von dem hohen Gaste die graziöse Gestalt und das zugleich höchst bescheidene Benehmen einer jungen



Dame bemerkt worden. Er erfuhr von seinem Gastwirthe, dass sie dessen Nichte sei, aus einem altadeligen Krainer Geschlechte abstamme, aber sich keiner besonderen Glücksgüter erfreue. Da versprach der Kaiser, auf die Zukunft der Freiin von Weveld nach Möglichkeit Bedacht nehmen zu wollen.

Dieses Versprechen ward in glänzender Weise eingelöst. Kurz vor der Vermälung des Kaisers Franz mit der königlich baierischen Prinzessin Karolina Augusta sah sich Graf Dönhof mit seiner Nichte nach Wien berufen und ward Marianne Freiin von Weveld zu einer der dienstthuenden Hofdamen der Kaiserin ernannt.

Die Freiin von Weveld, eine Zierde des Hofes, fand sich früher, als man es vermuthet, in ihre neue Stellung. Trefflich erzogen und geistig begabt, wusste sie sich rasch Jedermanns Zuneigung zu erwerben. Selbstlos, aufopfernd und von grösster Anhänglichkeit und Pflichteifer für das Kaiserhaus erfüllt, wurde sie von beiden Majestäten hochgeschätzt und geliebt.

Da ereignete sich, dass die Baronin Weveld, von einem ernsten Unwohlsein befallen, durch einige Zeit bettlägerig ward. Die Kaiserin liess oft zwei-, dreimal im Tage Erkundigungen einziehen, und als

ihr Liebling wieder hergestellt und nur noch für ganz kurz an das Zimmer gefesselt war, überraschte die Kaiserin die Baronin mit einem Besuche.

Die Kaiserin war so rasch eingetreten, dass die Baronin Weveld kaum vermochte, sich vom Canapé zu erheben und einem blondhaarigen Knaben, der beim Fenster lesend vor einem Tischchen sass, bedeuten konnte, dass er sich entfernen möge.

Dieser Knabe war jener «kleine Franzl,» den der Leser bereits kennt und welcher bei der Baronin Weveld die Aufgabe hatte, ihr manchmal aus einem Buche vorzulesen.

«Wie geht es Ihnen, meine liebe Weveld?» fragte die Kaiserin theilnahmsvoll; «Sie sehen noch angegriffen aus. Aber haben Sie keine Sorge, Baron Stifft hat den Kaiser versichert, dass Ihre Krankheit vollkommen gehoben sei. Ich dächte, Sie sollten bald ausfahren, um sich an die Luft zu gewöhnen. Nun aber sagen Sie mir, wie kamen Sie zu ihrem kleinen Vorleser? Wie ich sehe, ist das Buch, aus dem er las, ein französisches. Versteht der Knabe, was er Ihnen vorliest?»

«So ziemlich,» erwiderte, sich verneigend, die Hofdame der Kaiserin, «auch gebe ich mir Mühe,

nachzuhelfen, wo das Verständniss fehlt. Der Knabe ist eine arme Waise, seine Mutter bei mir bedienstet. Das Kind hat Talente, und nachdem es gut erzogen und sehr gesittet ist, entschloss ich mich, für Ausbildung und Fortkommen nach meinen schwachen Kräften zu sorgen. Der Franzi war im Waisenhause, gehörte dort zu den musterhaftesten Zöglingen. Er zeichnet hübsch, das Französische ist ihm ziemlich geläufig, und so stehe ich eben jetzt vor der Frage, was aus ihm werden soll?»

«Wozu hat Ihr Protegé eigentlich Lust?» fragte Karolina Augusta, «möchte er vielleicht Soldat werden?»

«Ja und Nein. Aber, Majestät, wenn er es auch einmal durch besondere Meriten zum Officier bringen könnte, so hat er doch nicht das geringste Vermögen. Ich habe bereits mit einigen Herren über diesen Gegenstand gesprochen und jeder meinte, ein Officier solle auf Zuschüsse vom Hause zählen können. Baron Appel) behauptet sogar, der schlimmste Feind des Officiers sei eine stets leere Geldbörse.»*

«Bei ihm trifft das nicht zu», sagte die Kaiserin, «wie ich höre, ist der Oberst ein

**) Der zweite Adjutant des Kaisers Franz.*

grosser Sparmeister, aber fahren Sie fort, liebe Weveld.»

«Der Franzi,» sagte nun die Weveld, «möchte gerne Goldarbeiter werden, auch wäre ein sehr geschickter Meister bereit, ihn zu übernehmen. Aber dieser Mann verlangt für den Monat vierzig Gulden Conventions-Münze Verpflegskosten, was ich nicht leisten kann, da ja auch noch andere, sehr arme Leute auf mich zählen.»

Während dieser Worte ging die Thüre auf und der Kaiser Franz trat ein. Er kam, die Kaiserin zu einer Spazierfahrt abzuholen.

«Ihnen geht's bereits gut, liebe Weveld,» waren seine Worte; «wenigstens sind Sie schon auf und haben Ihre Krankheit hinter sich. Aber wie mir scheint, habe ich eine Unterredung gestört, in die sich die Kaiserin mit Ihnen vertiefte, was mir dann leid thut.»

Da erzählte die Kaiserin die Lebensgeschichte des Schützlings ihrer Hofdame.

«Hm, hm, es bettet sich nicht immer auf Rosen,» liess der Kaiser sich vernehmen, «wenn man wohlthätig und gar eine so gute Seele ist, wie Sie, liebe Weveld, von der ich noch nie erlebt, dass Sie etwas für sich bei mir erbeten hätte. Ja, ja, mit so einem

Schützling ladet man schweres Kreuz auf sich; freilich im Anfange schaut sich Alles leicht und rosig an, man freut sich seines guten Werkes. Aber später!»

Der Kaiser hielt inne und die Freiin von Weveld sagte bewegt und die Augen niedersenkend: «Euer Majestät, ich war ja auch eine Waise und Eure Majestät hatten die Allerhöchste Gnade ——»

«Schon gut, schon gut,» fiel der Kaiser rasch ein, «sagen Sie mir lieber, ist vielleicht der Franzi jener Bub', den ich in Ihrem Vorzimmer sah?»

«Zu dienen, Euer Majestät.»

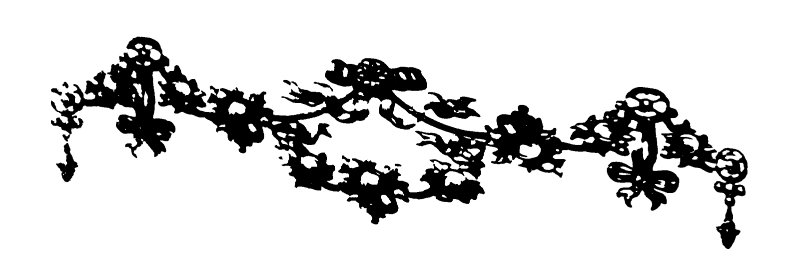
«Ei,» rief der Kaiser Franz, «der kleine Namenspatron gefällt mir ja selber. Wie wär's, wenn er in meinen Garten käme? Einem tüchtigen Gärtner steht die Welt und auch der Weg zu meinem Hofgärtner offen und Tüchtiges soll aus ihm werden müssen. Will mir's überdenken, und wäre es auch damit nichts, so wird sich für den Buben schon etwas finden lassen. Adieu, Weveld, schauen Sie, dass Sie bald wieder dienstfähig werden, die Kaiserin entbehrt Sie sehr schwer.»

Tags darauf stattete Baron Kutschera, der erste General-Adjutant Seiner Majestät, der Freiin von Weveld einen Besuch ab. Er kam, die Baronin

im Allerhöchsten Auftrage zu benachrichtigen, dass der «Franzi» oder, wie ihn dann der Kaiser stets nannte, der «kleine Franzl», als Lehrling für den «Kaisergarten» aufgenommen, eine dreijährige Lehrzeit festgesetzt sei und Hofgärtner Antoine die Vormundschaft zu übernehmen habe.




In seinem Garten.



[illegible] dem [illegible]

[illegible] Blume, [illegible]

Auf dem [illegible] ein älterer Herr [illegible] altmodischem [illegible] Kopf in der Stirne. [illegible] der Kopf den Anlagen [illegible] hält eine Baumsäge. Es ist der Kaiser [illegible] dem von ihm geschaffenen Paradiese.

In der That, glorificirte Ferdinand Raimund in seinem Stücke «Der Barometermacher auf der Zauberinsel» Wiens reizende Umgebung durch die Strophe:



Die Brühl, so schön wie die Schweiz,
Ist mein bis nach Heiligenkreuz,

so konnte Kaiser Franz ausrufen:

Mein Garten, so weit das Auge reicht,
Einem farbigen Schatzkästlein gleicht.

Folgen wir dem «Kaiser-Gärtner» auf seiner Wanderung.

Keine Blume, kein Strauch, kein Baum entgeht seinem Blicke.

Hier entfernt er einen dürren Ast, dort festigt er eine Pflanze mit Bast, um sie vor Windbruch zu schützen, an anderer Stelle befreit er die Blätter und Knospen eines Rosenstrauchs von ihren Feinden, den Würmern. Findet er wo krankhafte Triebe oder entschiedenen Rückgang vor, wird Franzl senior citirt und es entspinnt sich eine Debatte, die erkennen lässt, dass der Kaiser kein Dilettant sei, im Linné nicht oberflächlich herumgeblättert habe, sondern sich auf Botanik und Blumenpflege regelrichtig verstehe.

So sehr liebte Kaiser Franz die Blumen, dass er sie in seinem Arbeitszimmer nicht missen wollte und hinter dem bekannten Spiegelfenster in Töpfen die seltensten Exemplare standen, welche jeden Samstag gewechselt wurden. Selbst in seiner letzten

Krankheit liess er sich täglich durch Antoine bringen, was eben in den Gewächshäusern neu zur Blüthe kam und bewundert zu werden verdiente.

Auch für die Kaiserin Karoline kamen immer vier Resedastöckchen zu liefern, welche unscheinbare Blume sie wegen ihres feinen Geruchs bevorzugte.

Eine grosse Thätigkeit entwickelte Kaiser Franz im Glashause. Dort katalogisirte er, schrieb die Namen der auszusetzenden Pflanzen auf Hölzchen oder übertrug Sämlinge und Setzlinge aus der «Vermehrung» in Töpfe.

Er versuchte sich auch gerne im «Oculiren» und «Pfropfen» der Rosen, konnte die Zeit hiezu kaum erwarten und gross war seine Freude, kam am Wildlinge, den er operirt hatte, der Trieb des eingeschobenen Auges zum Vorschein.

Seine Blumen hütete er, wie im «Garten», so in dem «Gewächshause» mit Argusaugen. Niemand durfte es wagen, auch nur eine Blüthe abzuschneiden, geschweige denn ein Bouquet zu binden.

«Sie sind da,» pflegte er zu sagen, «um durch Farbe und Geruch zu ergötzen. Ihr Leben ist ohnedem ein kurzes. Darum will ich meine Blumen

unangetastet im Freien oder in Töpfen im Zimmer sehen; in der Zimmerluft leiden sie auch dann noch genug.» Er hielt so strenge an seinem Verbote, dass selbst die Kaiserin, der er niemals etwas abschlug, grosse Mühe hatte, dem kaiserlichen Gemal eine oder zwei aufgeblühte Camelien — diese zählten damals noch zu den Seltenheiten — für den Kopfputz der Erzherzoginnen abzuringen.

Aber eine Benützung von Pflanzen oder Blumen aus seinem Garten zur Decorirung der Appartements oder in Gängen gestattete er niemals.

Ebenso gross war sein Unwille, wenn er die Entdeckung machte, dass im Garten eine oder die andere Rabatte beschädigt, Blumen oder Zweige an den Bäumen geknickt waren.

Mehr als einmal musste Antoine die Worte hören: «Schau nur, Franzl, was jener ungeschickte Mensch dort anrichtet, ich will ihn nicht mehr vor den Augen haben.» «Aber,» war stets der Schluss seines Sermons, «ihn wegzugeben erlaube ich Dir nicht. Verwende ihn anderwärts, vielleicht bei den Erdarbeiten.»



Kaiser Franz trug aber auch Sorge, dass dem «Kaisergarten» der monumentale Schmuck nicht fehle.

Er liess vom Professor Schaller aus Carraramarmor und in verjüngtem Massstabe die Gruppe ausführen: «Bellerophon überwindet die Chimäre.» Das meisterhafte Werk erhielt in der Nähe des rechtseitigen Glashaus-Salettchens seinen Platz. Im Jahre 1824 wurde in dem Salettchen der linken Seite aus Anlass der Geburtsfeier der Kaiserin eine grosse Porzellanvase aufgestellt. Diese Vase in Eiform ruhte mit der Spitze auf dem Fusse des Sockels, ist ein von aller Welt bewundertes Erzeugniss der k. k. Porzellanfabrik in Wien) und trug in den Goldbuchstaben «C. A.» die Namenschiffre «Carolina Augusta».*

An einer freien Stelle in der englischen Anlage des Gartens kam, aus Erz gegossen und auf einem Sandsteinsockel, die Reiterstatue des Kaisers Franz, Gemals der grossen Kaiserin Maria Theresia, zum Vorschein. Welche Erinnerungen knüpfen sich an dieses Standbild! Zieht an ihm nicht ein bedeutungs-

**) Sie hatte damals noch einen vorzüglichen Ruf und stand unter der Leitung des Hofrathes Math. Niedermaier, eines Grossonkels des Verfassers.*



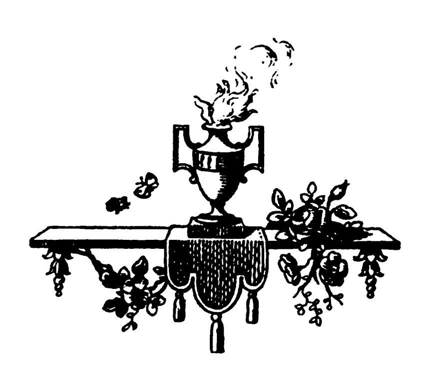
voller Theil der Geschichte des ehrwürdig alten, an Ruhm und Ehren reichen, aber auch von herben Prüfungen nicht verschonten Hauses Habsburg vorüber?

Einen grossen Reichthum der seltensten Pflanzen enthielten die Gewächshäuser. Rechtseitig rangirten bis an die Ecke in Etagen bei 15.000 Stück «Neuholländer», gegenüber die Sorten der «Pelargonien», — damals die Modeblume — entzückend durch Farbe und Varietät.

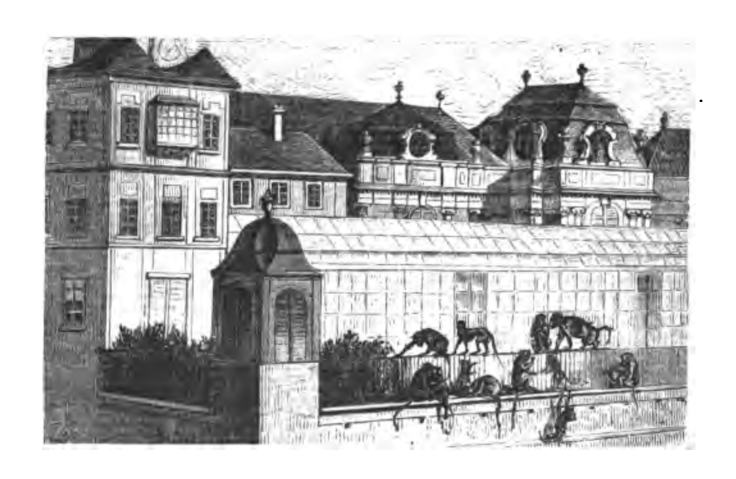
Der Mittelsaal wurde als Sammelstelle für blühende Blumengruppen in der reizendsten Zusammenstellung benützt. Ein «Ah!» der Ueberraschung und Bewunderung entrang sich beim Eintritte der Brust. Ein breitkroniger Orangenbaum stieg mit dem dunklen Grün seiner Blätter und behangen mit goldenen Früchten in der Mitte hinan. An der Colonnade weisser Säulen hoben sich Cypressenbäume ab, was besonders im Winter von unvergleichlicher Wirkung war.

Noch mag erwähnt sein, dass Mangel an Vermehrungsörtlichkeit für die Pflanzen im Kaisergarten den Kaiser Franz veranlasste, den verkäuflich gewordenen Garten des Grafen Harrach auf der Landstrasse (zwischen Ungargasse und Haltergasse gelegen) an sich zu bringen.

Dort wurden nun die nöthigen «Vermehrungshäuser», wie auch hohe, weiträumige Glashäuser für Warmpflanzen nach der neuesten Construction gebaut und waren verschiedene Ausführungen dem Hofgärtner Antoine als dem, für den «Vermehrungsgarten» bestellten Director zugewiesen.




Die Glashäuser
auf der Burgterrasse.



Mit dem «Kaisergarten» standen die «Glashäuser auf der Burgterrasse» in enger Verbindung.

Sie beherbergten die grosse, sehenswürdige Familie der «Fettpflanzen», wobei ein dem Appartement der Kaiserin nahe gelegenes, mit ihm in Verbindung stehendes, als Gewächshaus benütztes Gebäude, das «Blumentheater» genannt, gleichsam als Ausstellungsort der besonderen, im «Kaisergarten» neu gezogenen oder veredelten Blumen und Pflanzen diente.

Dieser buntfarbige und duftende Schatz, in Etagèren höchst sinnreich arrangirt, brachte eine überwältigende Wirkung hervor.

Oft kamen beide Majestäten dahin und überschaute der Kaiser das unvergleichliche Farbenbild, als wollte er sagen: «Sieh, Karoline, das ist mein Werk, bei dem auch der Antoine redlich mitgeholfen hat.»

Dem war auch so.

Beide, — der Kaiser Franz und sein Hofgärtner, — verwendeten auf den «Kaisergarten» so viel Fleiss und Pflege, als wären sie dessen gemeinschaftliche Eigenthümer mit dem Vorhaben, alle Fachconcurrenten auszustechen.

Es hat ein Künstler unserer Tage den Moment bildlich dargestellt, wo Kaiser Karl V., als Bewohner des Klosters St. Just, nach vergeblichen Versuchen, von vielen Uhren wenigstens zwei in ganz gleichgehenden Lauf zu bringen, zu dem Ausrufe kommt: «Und ich habe die Welt nach meinem Sinne regieren wollen.»

Kaiser Franz stammte ebenfalls aus dem Hause Habsburg-Lothringen.

Auch er hat es in seinem «Kaisergarten» an Veredlungs- und Acclimatisirungsversuchen, wie für die Hebung der Gartenpflege nicht fehlen lassen.

Ihm nun glückten viele seiner Versuche und er erzielte im Ganzen, was er erzielen wollte. Bei

diesen verschiedenen Anstrebungen sprach er nicht blos seine Wünsche aus, sondern er legte oftmals selbst Hand an, damit, was er ausgedacht, so und nicht anders ausgeführt werde.

Er verstand sich auf das, was für ihn im Garten Ziel geworden; er prüfte Alles und kannte die Menschen des «Kaisergartens» in- und auswendig. Er war dort buchstäblich autokrater Herrscher, und es ist immerhin möglich, dass die in seinem Garten durch ihn erzielten Erfolge für ihn eine Ermunterung gewesen, auch als Monarch seinen Willen, seine Anschauungen zur Geltung zu bringen.

In solchem Sinne dürfte Kaiser Franz und sein Regime zu beurtheilen sein.

Nach Umwälzungen, die Europa tiefstens berührten und welche nun zum Stillstande gekommen waren, wie einer Zukunft gegenüber, die Manches in einem undurchdringlichen Schleier verhüllte, konnte die Politik des Kaisers Franz nach Aussen und Innen nur eine streng conservative sein, die sodann in jene «patriarchalische» Epoche hinüberführte, in der er selbst als Muster leuchtete.

Er wünschte sehnlichst, dass das «häusliche» Glück allerorts Eingang fände, dass Fleiss, redliche

Bestrebungen und praktische Ausnützung der Arbeit als die haltbarsten Stützen der bürgerlichen Existenz erachtet würden.

Er war, wie der Träger der Idee seines Gartens, auch der Träger dieser Idee und hielt sie aufrecht durch die langen Jahre seines Lebens.




Überseeische Gäste.



[illegible] bekannte [illegible] Dr. Pohl war von seiner [illegible] gemachten Weltreise zurückgekehrt.

[illegible] für die Wissenschaft [illegible] vielen Hün- den [illegible]

Er brachte Sammlungen der seltensten Pflanzen, [illegible] Präparate und lebende Thiere.

Den Kaiser Franz überraschte er in eigenthümlicher Weise. Er stellte ihm einen Negerknaben im Alter von neun Jahren vor, [illegible] Kaiserin von Brasilien — Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich — aus dieser dem [illegible] Papa zugedacht hatte. Aber er selbst hatte noch für Seine Majestät zwei Wilde in Bereitschaft, davon der Mann der Papua-Race angehörte, das Weib aus Neu-Guinea im Austral-Continente war.

Der Kaiser bedankte sich zwar freundlich über diesen Racenzuwachs, machte aber auch ein paar Bemerkungen, die seinen Sinn für das Praktische so recht klar zeigten.

Er fragte nämlich den Dr. Pohl, ob er mit seinen wilden Gästen viel ausgestanden hätte, und sagte nach erhaltener Aufklärung, dass weniger die Leute, als ihr Gesundheitszustand während der Seereise zu Besorgnissen Anlass gegeben: «Ich weiss, dass sowohl meine Tochter, als auch Sie, Dr. Pohl, mir eine grosse Freude machen wollten. Allein es wäre doch besser gewesen, man hätte die drei Leute gelassen, wo sie waren. Nun sie aber da sind, muss auch für sie gethan werden, was sich eben thun lässt.»

Also wurde für die kupferfarbigen Nichteuropäer in der Hofgärtnerwohnung des «Kaisergartens» zur nicht zu grossen Freude der dortigen Inwohner eine Unterkunft ausgemittelt, bei welcher Gelegenheit der als Dolmetsch fungirende Dr. Pohl zu manchem scheelen Blicke kam.

Leichter liess sich der Negerknabe versorgen. Man fuhr ihn in das Privatpensionat eines Herrn Fröhlich nach Hütteldorf hinaus. Dort sollte das schwarze Kind deutsch und französisch lernen und auch sonst civilisirt werden.

Weil jedoch der Knabe,) dem man den Namen «Rio-Janeiro» gegeben, Talente für Blasinstrumente zeigte, liess ihn Kaiser Franz von dem Waldhornisten Levi, einem berühmten Meister jener Zeit, Unterricht ertheilen. Für die Wahl dieses Instruments hatte die stark aufgeworfene Oberlippe des kleinen Negers den Ausschlag gehabt.*

Der Kaiser liess sich über seinen Schützling öfters Berichte erstatten. Sie lauteten meistens dahin, dass Rio-Janeiro auf seinem Instrumente, das er fast den ganzen Tag blase, grosse Fortschritte mache, aber um so weniger zum Lernen aufgelegt sei und seinen Lerngenossen gerne schlimme Streiche spiele.

Nach mehreren Jahren wurde Rio-Janeiro in den «Kaisergarten» berufen und als Lehrling dem Hofgärtner Antoine in Verpflegung gegeben.

Daselbst benahm er sich ziemlich übermüthig und sündigte stark auf jene Zuneigung, welche der Kaiser für ihn hatte.

Nach dem Tode des Kaisers Franz wurde Rio-Janeiro, der wenig Freunde besass, in den Hofgarten nach Prag übersetzt. Er schien sich dort nicht sonderlich behaglich befunden zu haben, denn er stellte

**) Die Kaiserin von Brasilien hatte ihn aus der Sclaverei gekauft.*

das Ansuchen, bei der Capelle eines in Prag garnisonirenden Regiments eintreten zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. Als Hornist erregte er einiges Aufsehen, starb aber schon nach wenigen Jahren.

Es lässt sich nicht behaupten, dass sich die im «Kaisergarten» untergebrachten Wilden heimisch gefunden hätten, obwohl für ihre Bedürfnisse bestens gesorgt worden.

Sie waren eben «Wilde» und blieben «Wilde», welche auf ihre grossen Holzscheibenverzierungen, die sie am Vorderkinne und in den Ohrläppchen eingeschraubt hatten, grösseren Werth legten, als auf die ganze europäische Bequemlichkeit, mit der man sie plagte.

Zu einander standen sie in keinem Verwandtschaftsverhältnisse, fanden sich auch gegenseitig keiner Aufmerksamkeit werth.

Giovanni, der männliche Wilde und nach seinem Taufnamen so genannt, stand bereits im vorgerückten Alter. Er war eine höchst träge Natur, dazu ungeschlacht, tückisch und misslaunisch.

Der Kaiser, welcher den Müssiggang verabscheute, hatte angeordnet, es solle Giovanni wenigstens durch ein paar Stunden des Tages zu leichten Arbeiten im Garten verwendet werden.

Führte von der Villa wirklich eine nicht zu voll gefüllte Truhe mit Erde passieren und liess er sich auch zu einer zweiten Fahrt herbei, so sah ihn doch eine dritte Fahrt niemals. Er hatte sich dann aus dem Staube gemacht und hockte in irgend einem Versteck des Gartens, oder er lag in seiner Kammer und klagte über Unwohlsein.

Nach Jahren fand sich Gelegenheit, den Mann aus der P[illegible]-Race an die Seinigen zu schicken, was in der Hofgärtner-Wohnung so freudig aufgenommen wurde, dass es dort fast zu einer Illumination gekommen wäre.

Die jüngere Wilde, man hiess sie Katinka, liess sich zum Giessen, Waschen und unbedeutenden Küchenverrichtungen verwenden. Sie war anstellig, wenn sie es sein wollte; aber ein hochgradiger Eigensinn beherrschte auch diese, zwei oder drei und zwanzig Jahre zählende dunkelgefärbte Evatochter, welcher es viel rascher durch kleine Koketterien als durch Worte gelang, sich ihrer Umgebung verständlich zu machen. Nach einigen Jahren fing sie an zu kränkeln und starb im k. k. allgemeinen Krankenhause.




Affenstreiche.



Unter den Thieren, welche Dr. Pohl mitgebracht, befanden sich prachtvolle Kakadus, Papageien, vier Casuare aus Neu-Holland und einer aus Ostindien, ferner ein schwarzer Schwan, zwei Jungfernkraniche, eine rauhschalige, sehr grosse Meerschildkröte und etwa fünfzehn Affen seltenster Gattung.

Auf Befehl des Kaisers kam der schwarze Schwan in eines der Bassins im «Kaisergarten», alle anderen Thiere wurden in den zwei ersten Abtheilungen der Terrasse-Glashäuser untergebracht, und auf diese Weise kam die «Burgterrasse» zu einer Miniatur-Menagerie.

War sodann die Witterung günstig, wurden die Affen ins Freie gebracht. Durch Kettchen an einem der Schutzgitter der Terrasse festgemacht, überliess man es ihnen, sich an diesem Orte zu amüsiren oder zu langweilen.

Es zählte nun zu den Gewohnheiten des Kaisers Franz, täglich auf dieser Terrasse nach dem Mittagstische kürzer oder länger zu verweilen und sodann von dort durch einen unterirdischen Verbindungsgang in seinen Garten hinabzusteigen.

Sobald aber der Kaiser von den Affen erblickt wurde, kamen sie ausser Rand und Band. Ihre Augen wurden glühend, sie fletschten die Zähne und Hand, Fuss und Schwanz kamen in die tollste Bewegung. Wussten doch diese ebenso klugen, als naschhaften Thiere, dass sie nun zu ihrem «Studentenfutter» aus der Westentasche des Kaisers kommen sollten.

In dieser haarigen Gesellschaft befand sich auch ein sogenannter «Kapuzineraffe», der durch seine unnachahmlichen Fratzengesichter, wie durch graziöse Sprünge und andere Productionen seiner Tollheit vorzugsweise dem Kaiser gefiel.

Aber dieser kleine, allerliebste Affe mit allen Merkmalen eines Mannes in brauner Kutte, besass

einen sehr grossen Freiheitsdrang. Weil er zugleich ein listiger, in Verstellungskünsten bewanderter Patron war, hatten die Wärter ein scharfes Auge auf ihn.

Dennoch gelang es einmal dem «Kapuzineraffen», sein Kettlein loszukriegen. Darauf flüchtete er ohne vieles Bedenken auf eine Dachrinne, schwang sich von dieser auf einen Fensterstein und voltigirte von ihm durch ein offenes Fenster in ein Zimmer, das kein anderes als das Ankleidezimmer der Kaiserin Karolina Augusta war. Dasselbe stand leer, die Majestät war ausgefahren, Niemand behinderte das Aefflein, beliebig Umschau zu halten.

Wer nun an der «Seelenwanderung» festhalten möchte, müsste zur Annahme gebracht worden sein, es berge sich in der Hülle des «Kapuzineraffen» irgend eine bedeutende schreibende Kraft, weil dieses Thier, unbekümmert um alles Uebrige, den tiefschwarzen Inhalt eines Tintenbehälters auf einem vergoldeten Bronce-Schreibzeug in Betracht zog, darauf wie der Blitz mit der Pfote in die Tinte fuhr und sodann mit der Bemalung der Möbelsitze aus schwerem lichten Seidenstoffe begann. Als Krönung dieser Verruchtheit

schleuderte der Affe das Tintenfass mit dem Ueberreste seines Nasses auf einen kostbaren Teppich und es schien ihn sehr zu befriedigen, dass auch diese Ueberdecke Merkmale seines Vandalismus aufzuweisen hatte.

Nun aber kam die Reihe an einen grossen Ankleidespiegel, der sich vielleicht den Zorn des Kapuzineraffen zugezogen, weil er sein Conterfeit mit Treuheit wiedergegeben hatte. Der Affe bearbeitete mittelst der Streusandbüchse den Spiegel derart, dass der Boden des Zimmers mit Glassplittern übersäet war.

Als das Gepolter die diensthabenden Personen auf den Schauplatz der gräulichen Verwüstung geführt, inscenirte der Affe eine Flucht mit Hindernissen und konnte erst nach den verwegensten Sprüngen gefangen werden, wobei er sich derartig zur Wehre setzte, dass einem Diener die Hand durchbissen wurde, welche er durch drei Monate nicht gebrauchen konnte.

Der Kaiser Franz hatte einige Tage später nach dem Schlusse einer Conseilssitzung, der auch Baron Stifft, sein Leibarzt, anwohnte, die Affenaffaire in Kürze erzählt, was den Baron veranlasste, zu sagen, man sollte diesen boshaften Affen

dem Naturalien-Cabinete überantworten. Ebenso erscheine ihm aus sanitären Gründen das Auflassen der Menagerie auf der Terrasse wünschenswerth.

Darauf replicirte der Kaiser: «Was Ihnen nicht einfällt! Der Kapuzineraffe hat sich nur von seinem Zerstörungstriebe leiten lassen, und wenn man schon ein Verschulden annehmen wollte, könnte es nur seinem Wärter beigemessen werden, ich aber will von weiteren Geschichten nichts wissen. — In der Menagerie habe ich stets die grösste Reinlichkeit und auch gefunden, dass gut gelüftet wird; darnach bleibt Alles beim Alten.» «Aber,» schloss er, «eine Lehre, wenn man eben wollte, liesse sich aus der Affaire schon ziehen; die Lehre, wohin es mit ««zügelloser»» Freiheit kommen kann, sei es nun bei Thieren oder Menschen.»

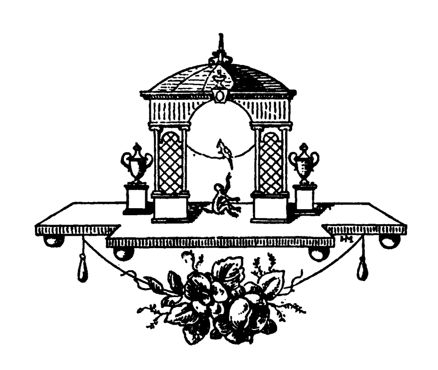
Dennoch hatte das Attentat des Kapuzineraffen eine triste Nachwirkung. Er und seine Brüder und Schwestern durften ihr Glashaus-Appartement nicht mehr verlassen und nach dem Tode des Kaisers Franz wurde die ganze Gesellschaft in die Menagerie nach Schönbrunn übersetzt.

Dort fing der Kapuzineraffe an zu kränkeln, magerte sichtbar schnell ab und an einem Morgen fand man ihn todt.

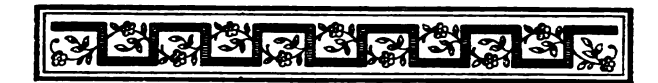
War dabei die Reue über seine Unthat in der Kaiserburg im Spiele, oder hatte ihn der Gram über das verlustig gewordene «Studentenfutter» hinweggerafft, wer kann es wissen?

Die von dem Kapuzineraffen bemalten Zimmermöbel erhielten neue Ueberzüge, denn die Spuren jener Tinte blieben so hartnäckig in Sicht, als die Buchstaben des Touristen Kiselak auf schwer zugängigen Felsen und Ruinen, weshalb auch der Kaiser Franz dem genannten Herrn bei einer Audienz bemerkt haben soll: «Sie werden mir noch meine ganze Monarchie verschandeln».

Die so hartnäckige Tinte war aber ein Fabrikat des Kaisers Franz, war seine Erfindung, und die kleine Geschichte ihrer Erzeugung führt wieder in den «Kaisergarten».




Die kaiserliche Tinte.



In unserer Dynastie herrscht ein reger, geläuterter Sinn für die Natur und ihre wissenschaftlichen Gebiete. Er ist ein sehr altes Erbgut. Der Gemal der Kaiserin Maria Theresia, sodann die Kaiser Joseph und Leopold hatten wie auch darnach der Kaiser Franz mit seinen Brüdern, unter diesen vorzugsweise die Erzherzoge Joseph (Palatin von Ungarn), Karl, Anton und Johann die gleiche Neigung hiezu.

Wer sich aber einmal der Majestät «Natur» anschliesst, der verlässt ihren Heerbann nicht wieder, der bleibt ihr treuer Soldat und ihm werden auch die Geheimnisse der Naturwissenschaften erklärlich und verfügbar.

So liebte denn der Kaiser Leopold, sich mit chemischen Experimenten zu beschäftigen, für

welche das Naturstudium Anknüpfungspunkte gab. Dieses übertrug sich wieder auf den Sohn, den Kaiser Franz, und damit beantwortet sich, wie es gekommen sein mag, dass der Kaiser die Lust zur Erzeugung einer guten Tinte bekam, nachdem damals die in Wien gebrauchte, aus Galläpfeln fabricirte Tinte eine herzlich schlechte war.

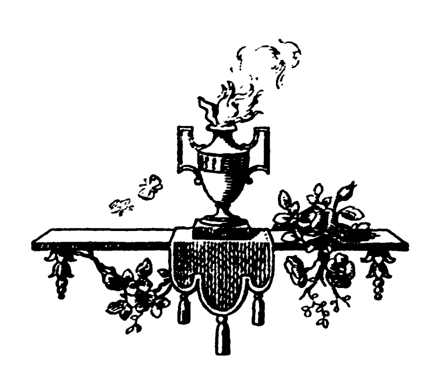
Wirklich gelang dem Kaiser die Herstellung einer prachtvoll schwarzen Tinte, und der Erfolg veranlasste ihn nun, Jahr für Jahr eine grössere Quantität dieser Flüssigkeit zu erzeugen.

An dem für die Manipulation bestimmten Tage überzog sich der Kaiser im Glashause des «Kaisergartens» mit einem ursprünglich grünen Linnenkittel, der aber durch Alter und Gebrauch schon farblos geworden, begab sich in die ebenerdige Küche der Gartengehilfen und harrte beim Herdfeuer so lange aus, bis der Kochprocess der verschiedenen Ingredienzien vollzogen war.

Diese Ingredienzien bestanden in einer gewissen Quantität «Liguster-Beeren»*) mit einer Beimischung von Bleizucker, Weinessig und etwas Pflanzenzucker.

*) Vom Hartriegelstrauche, der im «Kaisergarten» als Spalierholz vorkam.

Mit der gewonnenen Tinte liess sodann Kaiser Franz sämmtliche Kammern der kaiserlichen Familie, die Cabinetskanzlei und auch alle Hofwirthschaftsämter versorgen. Personen des Hofes, die er bevorzugte, erhielten ebenfalls die kaiserliche Tinte.




«Ist's erlaubt, sich umzusehen?»



Diese Worte wurden von einem vollwangigen, untersetzten Herrn an den Kaiser Franz gerichtet, als derselbe in der Nähe des halboffenen Thors vom «Kaisergarten» die Uebertragung von Gartenerde nach den Glashäusern leitete.

Der höchst einfach gekleidete Kaiser hielt eine Schiefertafel vor sich, auf der er die Zahl der Tragen mit Erde notirte, was den Fremden wohl bestärkte, dass er einen Bediensteten des Gartens vor sich habe.

«Für alle Leute nicht,» lautete die Antwort auf die eben gestellte Frage. «Diesen Garten hält

sich der Kaiser nur zu seiner Benützung bevor; aber der Herr ist vielleicht kein Wiener?»

«Errathen, bester Herr. Ich bin aus Stuttgart, dort Fabrikant, kam hieher wegen einer Geschäftsangelegenheit, bei der mir ein Process gedroht hat. Nun aber Alles in Friede und Ehren beglichen wurde, will ich mir die Wienerstadt anschauen und dann heimfahren.»

«Gönn' Ihnen von Herzen,» sagte der Kaiser, «dass Sie keinen Advocaten nothwendig hatten, die kosten viel Geld. Nun, da Sie ein Fremder sind, will ich Ihnen den Garten zeigen, damit Sie daheim davon erzählen können.»

Darauf durchging er mit dem Stuttgarter alle Anlagen, machte ihn auf Verschiedenes aufmerksam, und es kitzelte den Kaiser, dass der Fremde vielleicht ein Dutzendmal ausrief: «Das hätte ich hier nicht gesucht. Was ich sehe, ist unvergleichlich und muss sehr viel Geld kosten». Vor einem Apfelbaume, der mit Blüthen übersäet war, betheuerte er: «Ein so schöner Baum ist mir nicht bald untergekommen. Seine Rinde glänzt als wie polirt, auch sieht man kein einziges Blatt, das von Würmern zerfressen wäre. Sehe schon, Ihr Garten ist nicht nur sehr vornehm gehalten, son-

dern auch sehr betreut, und bei Fruchtbäumen kommt das Meiste auf sorgfältiges «« Abwurmen »» an. Wir in Württemberg haben dafür ein eigenes Gesetz. Verklagt man mich, dass ich nicht abgewurmt hätte, wenn es vorgeschrieben ist, sagt der Bezirksbeamte: Herr, wurmen Sie schleunig ab, sonst lasse ich vom Amte aus abwurmen, was Sie bezahlen müssen und dazu noch extra Strafgeld. — Sehen Sie, das sollte anderwärts auch so sein, da käme die Obstzucht vorwärts, denn viele Leute wollen immer geschoben werden.»

Der Kaiser, welcher aufmerksam zugehört, sagte beistimmend: «Leider hat das seine Richtigkeit. Wenn Jeder bei Allem, was ihn angeht, seine Schuldigkeit thäte, gäbe es weniger Noth und mehr Geld im Hause.»

Als man zu den «Glashäusern» kam, wollten dort ein paar Arbeiter Stellung nehmen, um dem Kaiser ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Dieser, es gewahr werdend, winkte ab, doch machte es seinen Begleiter stutzig, und so fragte er unendlich höflich: «Habe ich vielleicht den Herrn Hofgärtner vor mir?»

«Ich führe hier nur die Aufsicht,» erhielt er zum Bescheid.

Nachdem alle Glashäuser besichtigt waren und der Stuttgarter abermals in Lobeserhebungen über den Blumenreichthum ausbrach, bemerkte der Kaiser, dass in den Glashäusern, die man auf der Burgterrasse sehe, noch weit seltenere Pflanzen eingestellt seien.

Da wünschte der Besuch, auch diese zu sehen.

Der Kaiser lehnte es freundlich mit der Bemerkung ab, dass jene Glashäuser nur für die kaiserliche Familie zugängig seien.

«Da Sie aber, wie ich merke, ein Gartenfreund sind, so sehen Sie sich Schloss Schönbrunn und Laxenburg an und Sie werden noch mehr überrascht werden. Um dahin billig zu kommen, finden Sie an der Linie ««Zeiselwägen»». Sie fahren nicht schlecht und machen zugleich Appetit. Damit Ihnen aber auch Alles gezeigt wird, will ich Ihnen einen Zettel mitgeben, den Sie nur vorzuzeigen brauchen, da ich, wie hier, auch dort dem Gartenpersonale wohl bekannt bin.»

Sodann trat er an ein Tischchen mit Schreibrequisiten, schrieb auf ein Blatt wenige Zeilen, faltete das Papier zusammen und hiess den Fremden, es in seine Brieftasche schieben.

Dieser bedankte sich auf das Ausserordentlichste, betheuernd, dass, sollte der Herr Aufseher

jemals nach Stuttgart kommen, er dann bei ihm — er nannte seinen Namen — sich einlogiren müsse. Er habe auch einen grossen Garten, wenn auch nicht so prächtig wie dieser.

Es kam zur Verabschiedung, und bereits standen Beide auf der Schwelle der Glashausthüre, als der Stuttgarter dem Kaiser vertraulich auf die Achsel klopfte und in einschmeichelndster Weise zum Andenken eine abgeschnittene Blume zu erhalten wünschte.

Beinahe hätte er mit diesem Wunsche alle guten Eindrücke verwischt, die er auf den Kaiser gemacht hatte, denn dieser fuhr fast heftig heraus: «Daraus wird nichts, das ist hier strengstens untersagt.»

Der aber aus dem Schwabenlande hatte eine zähe Natur; er liess daher nicht leicht los, sondern bat so herzlich, als er es vorbringen konnte: «Herjeh, Herr Aufseher, werden Sie mir nicht böse. Ich will Sie nur versichern, dass ich meiner Frau die allergrösste Freude machen möchte, könnte ich ihr ein noch so unbedeutendes Blümlein aus Ihrem Garten vorweisen.»

«Wirklich?» sagte mit sich aufhellendem Blick der Kaiser und langte von der Etage einen kleineren Topf mit einer gefüllten weissen Primula herab.

Er gab die Topfblume dem Stuttgarter und sprach: «Abschneiden lass' ich nichts; aber die Priml können's für die Frau mitnehmen.»

Er führte sodann den Beschenkten bis an das Thor der Einfahrt mit der Bemerkung, es geschehe, damit es keine Fatalitäten gebe, würde Jener mit der Primel bemerkt.

Dort nun zog unser Stuttgarter rasch ein Guldenstück hervor und drückte es vertraulich dem Kaiser mit den Worten in die Hand: «Nichts für ungut, Herr Aufseher, aber ein Gläschen Wein auf unsere Bekanntschaft müssen Sie trinken.»

«Soll geschehen,» lachte der Kaiser und kehrte um. Allein es litt ihn nicht länger im Garten, er eilte zur Kaiserin, wies ihr den Silbergulden vor und rief in bester Laune: «Das erste Geld, das ich mir in meinem Garten verdient habe und, wie ich glaube, hauptsächlich meinem alten Hausrocke) verdanke.»*

**) Der Gartenanzug des Kaisers Franz bestand meistens in einem altmodischen Blaufracke mit tief hinunter hängenden Schössen und gelben Metallknöpfen, dazu lichtgraue Tuchhosen oder aus Manchester, über welche hohe, möglichst bequeme Stiefel gezogen waren. Den Kopf bedeckte ein stark abgebrauchter Filzhut mit rückwärts etwas aufgebogener Krempe.*


Die Kaisergnade im Kaisergarten.



Motto:

Die Weisheit irrt, Bedächt'ge trifft der Tadel,
Die Tapferkeit erringt nur, was ihr glückt,
Doch Güte, Herr, gleicht der magnet'schen Nadel,
Zeigt nach dem ewigen Pol hin unverrückt.

Grillparzer.

Im August 1827 ward in Wien die Verurtheilung des Fabriksdirectors der Marienthaler Flachs- und Hanfspinnerei bei Grammat-Neusiedl, Franz Xav. Wurm, allgemeinst besprochen.

Wurm hatte falsche Banknoten gemacht, das Criminalgericht über ihn die Todesstrafe verhängt und die oberste Justizstelle sie in fünfzehn Jahre schweren Kerker umgewandelt.

Es war bekannt, dass Wurm ein ausserordentliches Erfindungstalent besass und sein Vorleben keinen Makel hatte.

«Ein ruheloser Schaffungstrieb habe ihn von Erfindung zu Erfindung, von Verbesserung zu Verbesserung gejagt. Leider seien ihm für seine Ausführungen nicht die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung gestanden und auch die Chikane habe ihm seine Wege verlegt.»

So sprachen Viele von dem unglücklichen Manne, und sie sprachen die volle Wahrheit.

Wurm hatte seinen Ideen nebst einem kleinen Vermögen auch den grössten Theil seiner Gehaltsbezüge geopfert, kam in Schulden, hatte gedarbt und karger gelebt als der letzte Arbeiter in seiner Fabrik. Was er einmal ausgeklügelt, stand so klar und bestimmt in seinem Kopfe, als hingeworfen auf das Papier.

Man bewunderte ihn, die Sachverständigen befanden sich mit seinen Plänen und Entwürfen in vollster Uebereinstimmung, aber für die Ausführung klopfte Wurm vergebens an die Thüren Derer, die ihm hiezu behilflich sein konnten.

Da trat in einer unseligen Stunde der Versucher an den Mann und machte ihn zum Fäl-

scher. Er machte Staatsnoten nach, aber auch nur in einer Zifferhöhe, welche die Kosten für die Construction einer Maschine decken sollten, von der er überzeugt war, dass sie für das Spinnen des Flachses und Hanfes immense Vortheile haben müsse.

Man war wiederholt in ihn gedrungen, dieses sein technisches Geheimniss nach Russland zu verkaufen. Als guter Patriot wollte er nichts davon wissen und nur seinem Vaterlande sollte der Vortheil zu Theil werden).*

Es ist hier nicht Aufgabe, darnach zu forschen, weshalb gerade bei uns die «heimische» Arbeit und das «heimische» Talent gerne als Aschenbrödel behandelt wird, aber gewiss, dass ein sehr grosser Theil der Schuld auf uns selbst fällt.

Wir haben nur geringes Vertrauen zu uns, zu unseren Leistungen, geben aber um so mehr auf den fremden Klatsch, auf den fremden Schwindel; beiden halten wir stets die Thüre offen.

Diese Selbstdegradirung war, ist und bleibt unser Unglück. Sie schädigt unsere staatliche Ent-

---

*) *Actenmässig nachgewiesen.*

wicklung, schädigt die geistigen und materiellen Interessen, lässt das österreichische Selbstbewusstsein nicht aufkommen.

Diese Selbstdegradirung hat sich überall eingenistet.

Sie kommt bei dem Einzelnen vor, kommt bei corporativen Versammlungen — bei denen fast niemals der unberufene «propheta in patria» fehlt — zum schädigenden Ausdrucke und hält uns unter dem Pantoffel fremdländischer Arroganz.

Leider scheinen wir auch heute noch nicht geheilt und bleiben Viele unter uns die «Pessimisten» aus Herkommen, aus Dickköpfigkeit oder aus Unverstand und Bornirtheit.

Wir besingen, bejubeln gerne unser «herrliches» Oesterreich, geben uns aber, kehrt um die Hand, gleich wieder alle Mühe, dasselbe Oesterreich zu verlästern und zu verschreien, und fühlen uns ordentlich leicht im Herzen, wenn irgend ein Clubpolitiker unsere Lage möglichst elend und verzweifelt darstellt. Nur muss sich ein solcher Faselhans auf die «Redeblume» verstehen; dünn darf er seine Farben nicht auftragen. Sollte das, was er dann vorbringt, auch jeder Thatsächlichkeit entbehren, hat es dann gar nichts auf sich.

Kommen nach einiger Zeit hier und dort die Rückwirkungen einer solchen Vernünftigkeit zum Vorscheine, dann machen wir wohl ein unendlich verdutztes Gesicht, wünschen alle Phrasendrescher zum Teufel, klopfen auch reuig an die Brust, was Alles nicht nothwendig wäre, hätten wir nur immer den Satz vor Augen: Jedem Volke wird nur, was es verdient.

Streben wir doch darnach, dass man in Europa achtungsvollst von einem geeinigten, auf der Höhe seiner Mission stehenden Oesterreich sprechen muss, und rufen wir ihnen, die sich kein Gewissen daraus machen, ihr Vaterland zu erniedrigen, nur um pikant und geistreich sprechen zu können, ganz ruhig zu: «Räumt besseren Männern euere Sitze, — Männern, die das Mass der Pflichten gegen das Reich wie für das allgemeine Wohl vor Augen haben, die nicht blos so lange loyal sind, als es nach ihrem Kopfe geht, oder erst durch Compromisse «Oesterreicher» werden, sondern es sind aus altherkömmlicher Treue und Anhänglichkeit und deshalb auch durchdrungen von dem Machtgedanken, wie von wahrer Liebe für den Kaiserstaat und von der Nothwendigkeit für seinen innern Frieden!»

Doch kommen wir auf den bedauernswerthen Wurm zurück.

Gebrochen an Leib und Seele nahm ihn das Provinzial-Strafhaus auf).*

Die Verzweiflung frass ihn an. Er wünschte sich den Tod, musste er gleich mit Schaudern daran denken, wo er sterben würde.

Aber er sollte in diesen allerschwersten Kämpfen einen Freund finden, der ihm tröstend zur Seite stand, wenn ihn Seelenqualen tödten wollten, und dieser bewährte Freund war kein Anderer als der Vorstand des Strafhauses, der Verwalter Johann Nep. Peter.

Dieser Ehrenmann, dieser grosse Kenner des Menschenherzens, wusste sehr bald, wie das Innere seines neuesten Zuwachses beschaffen war. Er sah in Wurm einen Unglücklichen, welcher durch eine Verkettung eigenthümlicher Umstände vom Wege der Gesetzlichkeit abgebracht worden. Er war entschlossen, ihn zu retten, nicht allein weil ihm die Missgeschicke dieses Mannes Erbarmen einflössten, sondern auch weil er durchblickte, dass Wurm's Erfindungsgabe, dass seine ganz

**) Der umfangreiche düstere Bau befand sich in der Leopoldstadt auf der sogenannten Haide.*

[illegible] arbeiten, wie er es

[illegible] wird auch die Er-

drücke dieses Ortes abschwächen und Sie Manches vergessen lassen.»

Die Worte des Verwalters Peter waren nicht vergeblich gesprochen. Wurm vertiefte sich in seine Studien und immer höher stieg die Bewunderung für den ausserordentlichen Mann. Sein Erfindungstalent schien unerschöpflich, die Construction von manchem Modelle setzte in Erstaunen. Es blieb nicht unbekannt. Massgebende Personen der Nationalbank und der kaiserlichen Münze holten mehr als einmal in «technischen» Angelegenheiten seine Ansicht ein; aus den Provinzen, aus dem Auslande wurde der Rath des gefangenen Mannes abverlangt.

Der Verwalter Peter rieb sich die Hände, es passte dieses Alles in seine Karten.

Da schien der Zufall eine neue günstige Einwirkung herbeiführen zu wollen.

Der Verwalter Peter war nämlich nicht blos bei den höheren Behörden bestens angeschrieben und konnte auf Erfolg zählen, wenn er für den einen oder andern seiner Patienten (er verlieh den besserungsfähigen Sträflingen diesen Namen) eine Befürwortung einlegte, sondern galt auch in der Kammer des Kaisers Franz als eine gerne ge-

[illegible]

[illegible]

[illegible] und der ein [illegible] wurde. Zwei Tage versagte die Uhr ihre Dienste, und den Uhrmacher Wenz war im Stande, die beschädigten complicirten Mechanismus wieder herzustellen.

Verwalter Peter hatte in der Kammer des Kaisers davon reden gehört; er liess sich der Majestät melden und bat um die Gnade, dass ihm die schadhafte Uhr zur Herstellung überlassen werde, nachdem bei ihm ein Mechaniker von ausserordentlicher Geschicklichkeit seine Strafe zu verbüssen habe.

«Euer Majestät,» versicherte der Verwalter, «hat es mit dieser Uhr nicht dasselbe Bewandtniss, wie nach der uralten Sage mit dem unaufsperrbaren Schlosse am ««Stock-im-Eisen»», so ist mein Wurm derjenige Mann, welcher das verdorbene Uhrwerk ohne Zweifel herstellt.»

Nach einer einschlägigen Frage des Kaisers führte Verwalter Peter die Lebens- und Leidensgeschichte seines Schützlings in einer Wärme aus, dass in seinen Augen Thränen standen.

Als er zu Ende war, entliess ihn der Kaiser damit, dass er sich die Sache überlegen wolle.

Es war das hier Erzählte an einem Montage vorgefallen. Verwalter Peter hatte mit Wurm bereits über diese Angelegenheit gesprochen, aber die Uhr des Kaisers blieb ferne.

Der Verwalter fragte jeden Tag darnach. Endlich schüttelte er den Kopf und philosophirte:

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Als sich die Geschichte mit der Uhr des Kaisers ereignet hatte, war von der Strafzeit des Wurm nahezu das zweite Jahr abgelaufen, und als der Verwalter Peter nach einiger Zeit wieder in der

Kammer erschien, um sich wegen des Ganges der Uhr zu erkundigen, liess ihn der Kaiser Franz selbst rufen, liess der Geschicklichkeit Wurm's volle Anerkennung gelten und knüpfte daran die Frage, wie es mit der Aufführung des unseligen Menschen stehe.

Der Verwalter erschöpfte sich im Lobe über seinen Schützling und schilderte in grellen Farben dessen entsetzliche Lage. «Majestät,» schloss er, «lange hält's der Wurm bei uns nicht mehr aus.»

«Ja aber was ist zu thun?» rief fast gereizt der Kaiser. «Was möchten meine Behörden sagen, wenn ich einen so schwer qualificirten Menschen in kürzester Zeit begnadigen möchte? Nein, er muss Geduld haben; warum ist er nicht, anstatt jenen abscheulichen Streich zu begehen, zu mir gekommen? Hätte er mir seine Projecte, von denen ich annehme, sie würden der Monarchie zum Nutzen gereicht haben, auseinandergesetzt, ich hätte ihm meine Unterstützung nicht entzogen. Ich bin nur gegen Neuerungen, welche wohl dem Einzelnen die Säcke füllen, aber für das Ganze nachtheilig wären. Dafür aber, dass dieser Mensch zu seinem Kaiser kein Vertrauen fassen konnte, kann eben nur er selbst. Ich bedaure ihn, aber jetzt lässt sich für ihn nichts thun.»

Der Verwalter verbeugte sich bis an die Erde und ging. Aber in seinem Innern jubelte er, denn er wusste nun, dass der Kaiser den Wurm zu begnadigen willens sei und nur eine schickliche Gelegenheit im Auge habe.

So kam, als das nächste, das Jahr 1831, und noch im Jänner reichte der Verwalter Peter im Cabinet des Kaisers für den Sträfling Franz Xaver Wurm ein Begnadigungsgesuch ein.

Von da an liess er sich in der Kammer des Monarchen nicht blicken, sondern wartete in seinem Logis auf der Hände das Weitere ab. Er hatte hauptsächlich den Geburtstag des Kaisers Franz im Auge, welcher am 12. Februar gefeiert ward.

Aber es schien, als hätte sich Verwalter Peter diesmal in seinem Calcul geirrt, denn er hörte weder das Geringste von seinem Gesuche, noch wurde von irgend einer Seite über das Wohlverhalten des Wurm Bericht verlangt.

Da kam ihm am 11. Februar der mündliche Auftrag, Nachmittags 3 Uhr sich in des Kaisers Kammer einzufinden. Der 11. Februar war aber der Tag vor dem Geburtsfeste des Kaisers Franz.

Während nun die Geburtsfeier des Kaisers in der «Wienerstadt» durch ein solennes Hochamt

in der Metropole bei St. Stefan eingeleitet wurde, wobei die Grosswürdenträger des Reiches, die Spitzen der Civil- und Militärbehörden und der Magistrat in corpore erschienen, auch auf der «Biberbastei» die bürgerliche Artillerie aus sechs Kanonen, welche ein Geschenk des Kaisers Franz waren, die üblichen Salven gab und sodann Abends eine Beleuchtung des Wasserglacis mittelst tausender kleiner Lampen den Schluss machte, hielt sich am «Hofe» diese Feier in den engsten Grenzen eines «Familienfestes», an welchem alle, auch die auswärtigen Mitglieder des Kaiserhauses theilnahmen, so Erzherzog Rainer, der Vicekönig von Italien, der Palatin von Ungarn, Erzherzog Joseph und der, die meiste Zeit in der grünen Steiermark verlebende Erzherzog Johann. Um 2 Uhr Nachmittags pflegte grosse Familientafel zu sein, an welcher dann der Kaiser sein ganzes Haus um sich versammelt sah.

Der Kaiser Franz verhielt sich bei Feierlichkeiten, die ihn persönlich betrafen, stets passiv, und so war er auch am 11. Februar Nachmittags im Glashause des Kaisergartens mit einem Pflanzen-Inventar beschäftigt, das er selbst angelegt, als ihm der Hofgärtner Antoine die Meldung machte:

Es sei der Strafhausverwalter Peter aus der Kammer in den Garten gewiesen worden, weil er behaupte, auf höchst eigenen Befehl seiner Majestät zu erscheinen.

«Sapperlot,» sagte der Kaiser, «auf Den hätte ich ganz vergessen. Siehst Du, Franzl, dass nicht allein Du es bist, den manchmal das Gedächtniss im Stich lässt. Der Peter soll nur kommen.»

Sodann liess der Kaiser sich den warmen Ueberrock anziehen, und als der Strafhausverwalter bereits in Sicht war, trat er in den Garten hinaus und winkte Jenem, ihm zu folgen.

Es war ein nicht zu kalter Tag, der Himmel rein und die sich ihrem Niedergange nähernde Sonne beleuchtete den Wahlspruch des Kaisers am Burgthore.

Der Kaiser nahm auf den reingefegten Fusswegen die Richtung nach einer aufsteigenden Scarpe, von der man den Blick auf das äussere Burgthor hatte. Der Kaiser bewegte sich langsam vorwärts, die Hände über dem Rücken gekreuzt, Verwalter Peter folgte in angemessener Entfernung. Da hielt der Kaiser, der Verwalter kam mit dem Hut in der Hand, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und stand sichtbar beklommen vor dem Monarchen.

Der Kaiser befahl ihm, sich zu bedecken, dann sprach er ernst und fast feierlich: «Ihr Gesuch wegen der Begnadigung des Wurm ist an mich gelangt. Ich liess mich genau informiren und der Mensch dauert mich wahrhaftig. Auch der Graf Taaffe nimmt Antheil an ihm, und nur der Graf Sedlnitzky sagt mir, dass der Wurm ein höchst gefährlicher Mensch sei und es bleiben werde. Die Entscheidung ist also keine leichte.»

«Eure Majestät halten zur Gnade,» stammelte der Verwalter des Provinzial-Strafhauses, «aber es liegt in meiner Pflicht, gegen diese Ansicht Sr. Excellenz zu — — — —»

«Ich weiss, was Sie sagen wollen,» fiel der Kaiser rasch ein, «und ehre Ihr Pflichtgefühl. Aber jeder Mensch kann eigene Ansichten haben, lassen wir also auch dem Sedlnitzky die seinigen. Beantworten Sie mir dafür eine Frage, die ich an Sie richten will, nach bestem Gewissen. Schauen Sie dort die Worte über dem Thore. Es ist mein Wahlspruch. Ich habe Zeit meiner Regierung an ihm gehangen. Die Gerechtigkeit hat an dem Verbrecher Wurm gewaltet, nun kommen Sie und appelliren an meine Gnade. So frage ich Sie als der Kaiser und oberste Schutzherr der Gesetze:

Glauben Sie wirklich, dass der Wurm einsieht, wie schwer er gefehlt; glauben Sie, dass seine Reue eine aufrichtige und von ihm kein Rückfall zu fürchten sei?»

«Euer Majestät,» sagte Peter in tiefster Bewegung, «was ich vielleicht für einen Sohn nicht verbürgen möchte, fürchtend, es könnte mich das Gefühl des Vaters übertäuben, das verbürge ich vor Eurer Majestät für den Wurm, so wahr mir Gott ein seliges Ende verleihe. Ja, Euer Majestät, wenn Einer es verdient, dass der Strahl der Gnade Eurer Majestät ihn dem bürgerlichen Leben zurückgebe, so ist es dieser namenlos unglückliche Mann!»

Eine längere Pause trat ein, dann hörte man den Kaiser Franz in mildem Tone sprechen: «Gehen Sie beruhigt nach Hause, was sich thun lässt, wird geschehen.»

«Majestät, wie engelsgut sind Sie,» rief überwältigt der Verwalter und wollte seine Kniee beugen, was der Kaiser aber rasch verhinderte. «Ach, warum können nicht die Millionen Ihrer treuen Unterthanen Zeugen dieses Moments sein.»

«Was Ihnen einfällt, Peter,» sagte der Kaiser trocknen Humors. «Eine so grosse Gesellschaft, wobei Viele gar weit herkommen müssten,

könnte man doch nicht fortschicken, ohne sie vorher gut bewirthet zu haben, was kein kleines Geld kosten würde, und unsere Finanzen stehen halt auf schwachen Füssen. Adieu, mein Lieber. Gehen Sie gleich durch das Fahrthor aus dem Garten. Es ist der kürzere Weg und zugleich jener, um der Neugierde in meiner Kammer auszuweichen.»

Der Verwalter Peter kehrte voll der besten Hoffnungen in sein kleines Welthaus auf der «Haide» zurück, und es bewirkte seine gute Laune, dass er ein paar hartgesottene, im Extra-Speckkammerl der Anstalt auf so und so viele Tage condemnirte Wichte losgab, die sich durch Versündigung an der «Hausordnung» hineingebracht hatten.

Der Kaiser Franz fuhr bald, nachdem er Herrn Peter verabschiedet, in den Prater, setzte aber noch vorher in seinem Arbeitszimmer unter die wenigen Zeilen eines vorbereiteten Schriftstückes seinen Namen hin.

Am selben Abend hatte der Vice-Bürgermeister und Vorstand des Wiener Kriminalgerichts, Hollan, seine Whistpartie im Hause und eben einen Impass gemacht, welcher die Gegenpartei sehr irritirte, als ihm auf den Tisch ein versiegeltes Schreiben hingelegt ward. Dieses Schreiben kam von seinem

Vorgesetzten, dem Präsidenten des niederösterreichischen Appellations-Gerichts, Freiherrn von Gärtner, und lautete:

«Durch a. h. Handschreiben vom heutigen Tage haben Seine k. k. Majestät, wie mir eben vom Präsidenten der k. k. obersten Justizstelle eröffnet worden ist, dem wegen Verfälschung öffentlicher Creditpapiere im hiesigen Provinzial-Strafhause befindlichen Franz Xaver Wurm die noch übrige Strafzeit nachzusehen geruht.»

«Wovon ich Euer Wohlgeboren in Kenntniss setze und ersuche, wegen Entlassung des besagten Sträflings schleunigst die nöthige Einleitung treffen zu wollen.» Die «Kaisergnade» im «Kaisergarten» hatte gewaltet!

Der Vice-Bürgermeister Hollan verzog keine Miene, steckte die Mittheilung zu sich, ersuchte einen Herrn, der am Spieltische den «Kibitz» vorstellte, seine Partie für kurze Zeit zu übernehmen und verschwand aus der Gesellschaft.

Am nächsten Morgen führte Verwalter Peter seinen Schützling in eine kleine, für ihn aufgenommene Privatwohnung. Wurm war nun frei, und es wurden ihm die Mittel geboten, sein vielseitiges Talent verwerthen zu können.

Er hat es auch bestens angewendet, anfänglich für den Staat und später in Privatthätigkeit als ein Freund der leidenden Menschheit, denn er fügte seinen vielen Erfindungen auch die von künstlichen Händen und Füssen hinzu — eine Erfindung, die manchem zum Krüppel gewordenen Soldaten aus den Kriegen 1848—1849 sein Dasein erträglicher machte.




Impulse für Gartenpflege.



Zur Zeit, als van Swieten im botanischen Garten seine berühmten Vorträge über medicinische Pflanzen hielt, sah er sich auch zum Lehrer des Erzherzogs Franz in der Botanik bestellt, und nachdem er wegen seines hohen Alters vom Lehrfache zurückgetreten war, leitete die Fortsetzung dieses Unterrichts bei dem Prinzen der Professor Freiherr von Jacquin.

Herr von Jacquin, der im Geiste des hochwissenschaftlichen Unterrichts an der Londoner Horticultural-Society, und zwar nach dem System Linné docirte, fand an dem präsumtiven Thronfolger einen sehr eifrigen Schüler, und spätere Berührungen zwischen diesem Gelehrten und dem Kaiser Franz liessen erkennen, dass der Kaiser nicht nur den Boerhaavé und Dillenius, nebst Sauvages,

Jussieu und Haller dem Namen nach kannte, sondern wie in ihren, so auch im Werke: Orbis eruditi judicium de Caroli Linné ganz zu Hause war.

Wie der geehrte Leser bereits erkannt haben dürfte, kam des Kaisers Vorliebe für botanische Studien und Gartenpflege durch persönliche Neigung zum Vorscheine. Aeussere Einwirkungen führten sodann immer weiter in die Bahnen der Fortentwicklung und liessen ihn für sein ganzes Leben ein treuer Freund der Pflanzenwelt sein, ohne dass deshalb die Erfüllung seiner Regentenpflichten Einbusse erlitten hätte; denn bekanntlich arbeitete der Kaiser Franz in seinem Cabinete mit einer Ausdauer und Gewissenhaftigkeit, die allgemein anerkannt war.

Als «Gärtner» aber hielt er seine Aufgabe erst gelöst, wenn es ihm gelungen sein würde, in seinem Oesterreich die edle Gartenkunst auf höhere Grundlagen zu stellen. Das war in dieser Richtung seine Sorge, sein Streben und sein Wirken.

So sagte er einmal zum Baron Jacquin: «Es ist mir fast unbegreiflich, wie es kommen konnte, dass die Chinesen das älteste Gartenvolk sind und wir Europäer von ihnen so Vieles gelernt haben.»

«Majestät,» antwortete Herr von Jacquin, «die Uebervölkerung, die vielen grossen Ströme in

China, sodann die Abschliessung der Chinesen von der übrigen Welt mögen diese eigenthümlichen Menschen dazu gebracht haben. Aber es ist das beste Zeugniss für ihren mustergiltigen Gartenbau und für das System des Vorgehens, wenn man erwägt, dass nach einem Census vom Jahre 1812 in China auf einer geographischen Meilenfläche 5600 Menschen von einem Feldbau leben, welcher streng gartenartig betrieben wird, während bei uns nur 2900 Menschen auf dem gleichen Raume ihre Existenz finden.»

«Lieber Jacquin,» sagte der Kaiser mit Feuereifer, «es liegt darin ein Fingerzeig, dass wir um so mehr trachten müssen, die Gartenpflege nicht nur auf den «Ziergarten», sondern auch auf den «Obst- und Küchengarten» auszudehnen. Verschiedenen Provinzen der Monarchie müsste das grossen Vortheil bringen.»

Herr von Jacquin zuckte die Achseln, dann waren seine Worte: «Dazu bedarf es des Fleisses, welcher selbst den der Biene übertrifft, und zugleich des Verständnisses; ob nun — — — — —»

«Sie wollen sagen: Beides sei nicht da, wenigstens nicht so viel, als nöthig ist. Das ist sehr traurig, leider aber wahr. Jedoch gerade deshalb

muss ein Anfang, ein Versuch gemacht werden. Man muss die Leute auf das hinführen, was für sie von so grossem Nutzen ist. Keinenfalls gebe ich meine Idee auf. Es wird Zeit und Mühe kosten, aber am Ende wird's doch gehen. Man haut ja einen starken Baum auch nicht auf einen Hieb um. Man muss Geduld haben und nicht nachlassen.»

Die Anfänge wurden bald erkennbar.

In den grossartigen Gärten der Fürsten Liechtenstein, Schwarzenberg, Eszterházy, dann der Grafen Harrach und Ferd. Palffy gab sich ein edler Wetteifer kund, und wie im «Garten» die seltensten Blumen, exotische Gesträuche und Bäume nun zum Vorscheine kamen, die man vordem nicht kannte, ebenso zeigten die «Glashäuser» den Pflanzenschatz aller Zonen.

Der riesig grosse Park des Grafen Harrach in Bruck an der Leitha brachte die naturgemässere «englische» Anlage zur Geltung, und er ist noch heute einer der sehenswürdigen in Oesterreich und in Deutschland.

Solcher Wetteifer kam sodann auch in die «bürgerlichen» Kreise und damit feierte der bei Seite geschobene «Hausgarten», man möchte sagen, seine Wiederauferstehung.

Nun fand sich dort auf dem sorgfältig gepflegten Rasenteppiche die elegante «Rabatte», erstanden der edle «Fruchtbaum» und die «Weinrebe», versammelte sich im zierlichen «Lusthäuschen» der Familienkreis.

Ebenso wurden das «Röslein», die «Levkoje», die «Nelke» und die «Reseda» im Blumentopfe Hausgenossen bei den «kleinen» Leuten.

Wo aber die «Blumen» ihr Heim haben, dort ist auch das warme, für das Schöne und Gute empfängliche Herz zu Hause.

Alle diese anheimelnden Erscheinungen führten nur wieder auf den Kaiser Franz zurück.

Der Kaiser aber wollte nichts Halbes, nichts nur Vorübergehendes geschaffen haben. Der marschirte in seinen Bestrebungen für den «Garten» langsam, aber, das festgesteckte Ziel im Auge, beharrlich vorwärts, wie damals, als die Armee der Alliirten schliesslich doch Paris zu sehen bekam.

Er liess Preise ausschreiben für ein populäres, auf naturwissenschaftliche Grundsätze gestütztes Lehrbuch der Gartenpflege, damit diese Gemeingut werden könne.

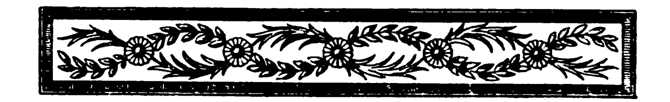
Bei diesem weitausgreifenden Vorgehen, die Vegetationscultur zu heben, sah er sich von sei-

nem Bruder, dem Erzherzog Johann, thatkräftigst unterstützt.

Dieser um die innere Wohlfahrt des Kaiserstaates hochverdiente Prinz und grosse Naturfreund verfolgte ja in der grünen Steiermark verwandte Zwecke für die Hebung der Landwirthschaft, des Weinbaues und der Forstcultur.




Der Mohr wird nicht ausgespielt!



«In den Glashäusern wachsen uns die Blumen über den Kopf. Hier und auf der ««Landstrasse»» ist Alles überstellt. Es erschwert das Giessen und macht gelbe Blätter,» klagte der Hofgärtner Antoine dem Kaiser.

«Ein Gärtner muss sich behelfen können,» erhielt er zur Antwort. «Warum wolltest gerade Du stecken bleiben, Franzl? Was Du nicht unterbringst, gib an die andern Gärten ab.»

«Abgeben? Den Hofgärtnern in die Fenster stellen, was uns Geld und Mühe gekostet? — Halten zur Gnade, Majestät, die Hofgärtner sollen sich nur selber ihre Schönheiten ziehen.»

«Neidhammel! Aber was dann?»

«Mit Erlaubniss Eurer Majestät wüsste ich schon einen Ausweg.»

«Heraus damit, Franzl. Du weisst, dass ich Umschweife nicht mag.»

Herr Antoine räusperte sich, dann sagte er etwas unsicher: «Man könnte — es liesse sich — ja, es wäre das Gescheidteste, wenn ungefähr fünfzehnhundert Stück Topfgewächse ausgeschossen, in grösseren Partien zusammengestellt und dann — — bei Hofe ausgespielt würden. Was dafür einkäme, liesse sich für den Garten verwenden oder man könnte es den Armen schenken.»

Der Kaiser machte grosse Augen. «Mensch,» sagte er, «bist Du verrückt? Du rathest mir, ich soll Blumen aus meinem Kaisergarten ausspielen lassen? Das gäbe ja in der ganzen Wienerstadt ein Gerede und dazu ein Bonmot auf uns Beide? Franzl, Du bist ein Gärtner, auf den ich mir was einbilde, aber sonst ist's mit Dir nicht weit her.»

«Ich bin stolz auf diese allerhöchste Anerkennung,» erwiderte Antoine etwas kleinlaut, «aber warum darf dann die russische Gräfin Apraxim ihren Mohren ausspielen?»

«Was!» rief der Kaiser und seine Stirne bekam Falten; «aber geh', da hat Dich wieder

Jemand ordentlich angeblasen. War's vielleicht Dein ««Taubenhandler»», dem sähe es gleich?»)*

«Majestät,» betheuerte Antoine, «nicht der Taubenhändler, sondern der Haushofmeister vom russischen Gesandten hat in der Weinstube des Stiebitz in der Bognergasse mit grosser Umständlichkeit davon gesprochen. Der Graf Pepi Eszterházy soll einen Bogen mit den 90 Nummern der kleinen Lotterie bei den Herrschaften circuliren lassen. Das Los kostet hundert Gulden und auf den ersten Ruf der Wiener Ziehung in drei Wochen wird der kleine Mohr der Frau Gräfin gewonnen.»

«Und ich sage Dir, Franzl,» fuhr der Kaiser heftig auf, der Mohr wird nicht ausgespielt!»

Als am nächsten Tage Seine Excellenz der oberste Polizei-Präsident, Graf Sedlnitzky, dem Kaiser den üblichen Rapport erstattete, sagte Dieser: «Wie ich von Ihnen höre, ist Alles in schönster Ruhe und Ordnung und es gibt nichts Neues von Belang. Dafür will ich Ihnen eine Neuigkeit mittheilen.»

---

*) *Der Hofgärtner Antoine war einer der grössten Taubenliebhaber, und es kam mehrmals vor, dass er bei seinen Ankäufen hinter das Licht geführt wurde und für vermeintlich höchst seltene Exemplare Tauben mit «gefärbten» Federn eingehandelt hatte.*



Da kam denn die «Ausspielungsgeschichte» zum Vorscheine und der Kaiser schloss sie mit den Worten ab: «Es ist mein Wille, dass Sie der Gräfin Apraxim verständlich machen lassen, es könne dieser Vorgang nicht geduldet werden, denn in meinem Staate wird Niemand, also auch nicht ihr Mohr ausgespielt. Wird der Frau Gräfin das Geld zu wenig, soll sie sich an Herrn von Tatischeff, ihren Onkel, wenden. Ich erwarte sehr bald Ihren Bericht hierüber.»

Der «Excellentissimus», wie sich der Graf gerne von seinen Beamten tituliren liess, begrub sich übelstgelaunt im Fonde seines Wagens und fuhr sogleich zum Fürsten Metternich.

*«Es kommt Schlag auf Schlag,» murmelte er; «erst kürzlich die fatale ««König Ottocar's-Komödie»» *) von dem Grillparzer und nun diese Mohrengeschichte.»*

**) Der Graf Sedlnitzky hatte die Aufführung des Stückes: «König Ottocars Glück und Ende» nicht bewilligt, der Dichter an den Kaiser appellirt, der Kaiser Franz das Stück gelesen und sodann eigenhändig das «Imprimatur Franz» gegeben. Bei der ersten Aufführung wohnte der Verfasser des «Blumenkaisers» dieser Vorstellung bei. Das Publicum hatte auf Hinterwegen das Theater schon um 1 Uhr Mittags in allen Räumen besetzt. Das Parterre war derart überfüllt,*

Vom Fürst-Staatskanzler bekam der Graf zu hören, dass sich Seine Durchlaucht nicht einmischen wolle und nur daran erinnere, im Palais Tatischeff in keiner Weise unangenehm zu werden, da man eben jetzt auf die guten Beziehungen mit dem russischen Botschafter grossen Werth zu legen habe.

Hoch erregt gelangte der Graf Sedlnitzky nach seinem Heim in der «Herrengasse», wohin schon nach einer Stunde Hofrath von Amberg, der Chef der Wiener Polizei-Direction, berufen ward. Es entspann sich eine sehr bewegte Conversation, die zum Ausgangspunkt hatte, es müsse die Ausspielung des Mohren der Gräfin Apraxim um jeden Preis rückgängig gemacht, dabei jedes Aufsehen vermieden und gegen die dabei interessirten Personen die grösste Rücksicht genommen werden.

Darnach Hofrath Amberg wieder in seinem Bureau sass, hatte er mit Herrn Geistinger, sei-

---

dass die Besitzer von Sperrsitzen nur aus den Parterre-Logen über Bretter auf ihre Plätze gelangen konnten. Das Stück wurde zum Vortheile der Regisseure Koch, Krüger, Koberwein und Korn gegeben. Der Kaiser, die Kaiserin, der ganze Hof und die Diplomatie waren anwesend und ist die Aufnahme des Stückes eine begeisterungsvolle, die Darstellung die vorzüglichste gewesen.



nem Secretär, eine längere Unterredung. Sie schloss damit ab, dass Herrn Geistinger eine Mission zufiel, um welche ihn keiner seiner Amtscollegen beneidete.

Carl Geistinger, der Sohn eines Wiener Buchhändlers, dessen Name damals jedem Studenten geläufig war, besass den Ruf eines humanen, liebenswürdigen Mannes und zugleich eines höchst taktvollen Beamten.

In seiner Jugend hatte er im Malen den Unterricht des berühmten Ritters von Lampi genossen, und als er in den Staatsdienst getreten war, betrieb er in seinen wenigen Mussestunden fortan diese Kunst.)*

Da er zugleich ein geschätzter Kenner von Bildern war, hatte der Graf Pepi Eszterházy ihn eines Tages um die Besichtigung eines Bildes gebeten, das er für schweres Geld ankaufen wollte.

**) Geistinger hatte das Bild seines, von ihm in Lebensgrösse gemalten Vaters, des Buchhändlers Geistinger, in die Kunstausstellung gegeben.*

Als der Kaiser Franz das Bild sah, rief er: «Das ist ja der alte Geistinger, wie er leibt und lebt.» Als dem Kaiser bemerkt ward, dass der Sohn, der damals schon im Staatsdienste stand, der Maler des Bildes sei, meinte er: «Der hätte Künstler bleiben sollen.»



Es war ein glücklicher Einfall des Grafen, denn Geistinger erklärte nach kurzer Prüfung, dass man eine allerdings vorzügliche Copie, aber kein Original vor sich habe.

Hauptsächlich auf diesen, dem Grafen Esterházy erwiesenen Dienst baute der Secretär des Hofraths Amberg seine Hoffnungen, als er dessen Palais betrat, sich vorstellte, auf seine Mission zu sprechen kam und an sie die Schlussbemerkung knüpfte, dass der Kaiser von der Mohren-Affaire genau unterrichtet und höchst ungehalten sei.

Der Graf benahm sich gegen Herrn Geistinger als vollendeter Cavalier und bat ihn, Abends wieder erscheinen zu wollen.

Darnach er nun Herrn Geistinger ein zweites Mal sah, sprach er mit grösster Freundlichkeit: «Der Scharfsinn und die Liebenswürdigkeit der Frau Gräfin Apraxim helfen eine unangenehme Situation überbrücken, in die sie durch Unüberlegtheit sich und Andere gebracht hat. Die Ausspielung des Mohren zu redressiren ist eine Unmöglichkeit, dafür aber ist Sorge getragen worden, dass der glückliche Besitzer der gezogenen Nummer einen Mohren aus Chokolade gewinnt.

Hiezu sind bereits alle Vorkehrungen in Bewegung. Ein Bildhauer nimmt die Gesichtsmaske des Mohren der Gräfin ab, modellirt dazu den Burschen in Lebensgrösse und der Boxler aus der Goldschmidtgasse) übernimmt den Guss in Chokolade. Wollen Sie gefälligst das Alles Ihrem Herrn Hofrathe mittheilen und unsere Hoffnung ausdrücken, dass man die «« Mohrengeschichte »» für das halten wird, was sie auch eigentlich ist, für einen heiteren Scherz unter Freunden.»*

Hofrath Amberg, welcher durch ein paar Nächte von dem gefürchteten «blauen» Bogen geträumt, ermangelte nicht, seinem hohen Vorgesetzten die glückliche Wendung dieser höchst fatalen Angelegenheit zur Kenntniss zu bringen, und Graf Sedlnitzky wieder erstattete mit strahlendem Gesichte Seiner Majestät den allerunterthänigsten Bericht.

Als darnach der Kaiser an diesem Tage in den «Kaisergarten» kam, sagte er in bester Laune zu Antoine: «Du, Franzl, mit dem Mohren der Apraxim hat's seine Richtigkeit, nur ist der Mohr, den die Gräfin ausspielt, aus Chokolade. Erzähl's

---

**) Eine damals renommirte Chokoladefabriks-Firma.*




Sommer- und Herbstcampagne.



Unter Kaiser Franz bestanden folgende Hofgärten:

Der Augarten, der Belvedere-Garten, der Hetzendorfer Schlossgarten, die weltberühmten Parkanlagen von Laxenburg, der Garten des Lustschlosses Schönbrunn, sodann der Kaisergarten in Wien, welcher mit dem Pflanzen-Reservegarten auf der «Landstrasse») in Verbindung war.*

**) In späterer Zeit überliess Kaiser Ferdinand einen grösseren Theil des kaiserlichen Gartens auf der «Landstrasse» sammt seinen Warmhäusern an die k. k. Gartenbau-Gesellschaft in Wien. Ein anderer Complex wurde zum Bau des*

Endlich gab es noch den «Döblinger Hof- resp. Weingarten», der aber nach des Kaisers Franz Tode aus Ersparungsgründen aufgelassen wurde.

Die kaiserlichen Residenzen zu Innsbruck, Ofen und Prag besassen ebenfalls kleinere Gartenanlagen, zu deren Pflege Hof- oder Lustgärtner angestellt waren.

Von den hier namhaft gemachten Lustschlössern besuchte Kaiser Franz nur einige in jedem Jahre und hatte deshalb für seine Villeggiatur eine Eintheilung entworfen, von der er nur in besonderen Fällen abging.

An jedem 25. Mai übersiedelten Kaiser und Kaiserin mit dem Hofstaate nach Schönbrunn; dort war ihr Verbleiben bis 24. Juni.

Nachdem dann auch der Fürst-Staatskanzler Metternich das mit dem Schlossgarten in Verbindung stehende «Schönbrunner-Stöckel» bezog, wurde die nächste Umgebung von fremden Diplomaten und von einem Theile der höheren Aristokratie ebenfalls in Beschlag genommen. Schloss Schönbrunn und das angrenzende Hitzing erhielten dann das regste Leben.

Hauses für die «italienische» Garde disponibel. Gegenwärtig ist daselbst die k. k. Cavallerie-Equitation untergebracht.

[illegible]

[illegible] Frau und ihrer Umgebung grosses Vergnügen machte, [illegible] manche drollige Scene unterlief.

Zahlreich waren auch im Parke die Belustigungsobjecte. Es producirte sich der landesübliche «Wurstel» auf seiner Bühne, es war ein «Vogel-

schiessen» eingerichtet, war das «Maulwurfspiel» vorhanden, fehlten weder die «Schaukel» und der «Haspel», noch die «Kegelstatt».

In den Dreissiger Jahren sah man öfters einen Herrn mit silberweissem Haar, den ein engelsschöner Knabe mit blonden Locken begleitete. Diese Beiden waren «Grossvater» und «Enkel», — der «junge» anbrechende Tag und sein «Abend» — der Kaiser Franz und der junge Herzog von Reichsstadt.

Nahm sodann der Kaiser das Spiel mit den Kegeln auf, war der Aufsetzer die Ordonnanz des Schlosshauptmanns Riedl, ein schlichter Mann, der Winkler hiess.

Einmal, als die Kugel des Kaisers mehr an die Wand als in die Kegel ging und der Kaiser sich vergebens bemühte, reiche Treffer zu machen, schlich der Prinz zu dem Aufsetzer und sagte: «Wissen Sie, lieber Winkler, wir müssen es anstellen, dass der Grosspapa, wenn er wieder kommt, alle neun Kegel niederschiebt. Denken Sie nach, wie sich das einrichten liesse.»

Winkler verbeugte sich und versprach das Möglichste.

Als darnach der kleine Prinz mit dem Kaiser wieder kam, sprach er zu dem Kegelaufsetzer:

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

In seiner Herzensnoth ging er zum Schloss-hauptmanne, diesem berichtend, was der Herzog von Reichstadt ihn geheissen habe.

Der Schlosshauptmann ertheilte folgenden Rath: «Thue, was Dir befohlen wird, denn Du hast nicht nachzugrübeln, sondern nur zu gehorchen. Am Ende ist's eine unschuldige Sache, und fände auch die Majestät das Richtige heraus, mag es der Prinz verantworten.»

Richtig schob dann der Kaiser Franz alle Neune. Der kleine Prinz klatschte in die Hände und jubelte: «Bravo, bravo! Der Grosspapa hat alle Neune!»

Sei nun, dass dem Kaiser die Freude seines Enkels übertrieben vorkam, oder er das Glück der Kugel kein zweites Mal anrufen wollte, kurz er verzichtete auf einen nächsten Schub und wollte bereits weggehen, als der Prinz ihn mit den Worten zurückhielt: «Grosspapa, Grosspapa, wer alle Neune schiebt, muss ja dem Aufsetzer was schenken.»

Da zog der Kaiser einen Ducaten hervor und der Prinz, mit den Augen zwinkernd, behändigte dem Winkler das Goldstück.

Auch wenn der Kaiser manches Mal angelte, was an einem Bächlein in der Nähe des alten Schlosses vorkam, war fast immer der junge Herzog von Reichsstadt, den der Kaiser unendlich liebte, sein Begleiter.

Einmal nun, als die Fischleins im Bache nicht gerne an die Angel des Kaisers wollten, bekam der Prinz lange Weile und spazierte aufwärts an dem Bache, sich damit belustigend, das Wasser mit Steinen zu bombardiren.

[illegible] alle Fische [illegible] [illegible] [illegible] Kaiser [illegible] Kind [illegible] [illegible] [illegible] die Fische.»

«[illegible]» sagte der [illegible] auf den Kaiser [illegible] «[illegible] die Fische [illegible]?»

Der Kaiser [illegible] Angelruthe auf [illegible] «[illegible] Kind, [illegible] für [illegible].»

Weil [illegible] Fischen die Rede [illegible] auch einer Begegnung [illegible] welche der Kaiser Franz mit dem [illegible] hatte, der in [illegible] die [illegible] über sämmtliche Schiffe führte.

Nun war gerade wieder die Zeit gekommen, dass das Teichwasser abgelassen wurde, um mit den grossen Fischen aufzuräumen.

Unter den Zusehern beim Ausfischen befand sich nun auch der sehr stattliche Bruckenmeister, und als er gegen Abend fortging, bedeckte sein grauer Dienstmantel nicht nur ihn, sondern auch einen höchst ansehnlichen «Karpfen», der dem Manne wahrscheinlich zwischen die Beine gekommen war.

Schon konnte der Bruckenmeister das Ausgangsthor gewahr werden, als der Kaiser Franz ihm aus einem Seitengange in die Quere kam.

Der Bruckenmeister stellte sich in Positur und erwartete in Seelenruhe das Vorübergehen der Majestät. Aber auch der Kaiser hatte den Bruckenmeister bemerkt und dabei war seinem scharfen Auge nicht entgangen, dass unter dem Mantel des Bruckenmeisters ein Fischschweif sich sehen lasse.

Er fragte den Mann, wohin er gehe, und darnach die Antwort erfolgt: «Mit Erlaubniss Eurer Majestät nach Hause», kam es aus des Kaisers Munde: «Du, mein Lieber, nimm ein anderes Mal einen ««längeren»» Mantel oder einen ««kleineren»» Fisch, sonst könnte Dir passiren, dass Du am Thore arretirt wirst.»

Nahe an dem Flügel des Schlosses mit den Appartements der Majestäten erhob sich linkseitig im Park ein «Rosenhügel». Wenn nun der Hof nach Laxenburg übersiedelte, waren dann eben auch die Rosen in der grössten Blüthe und der Kaiser Franz hielt fleissig Nachschau.

Da bemerkte er einmal, dass Rosen, die er noch Tags vorher bewundert, verschwunden waren. Er machte seinem Unwillen Luft und befahl, dass

der Rosenhügel in der Nacht beaufsichtigt und der Wächter mit einer Garten-Handspritze versehen werde.

«Im ««Kaisergarten»», bemerkte er, «hat sich die Gartenspritze zur Obstzeit sehr wirksam erwiesen und ist fast immer zum Vorscheine gekommen, dass der angespritzte ««Obstdieb»» ein Gartenarbeiter gewesen.»

Also wurde als Wächter ein derbknochiger Taglöhner aufgestellt und ihm eine grössere Handspritze anvertraut.

Dieser, ein biederer Kleinhäusler von Achau,) dem die Nachtruhe daheim über Alles ging, war von der ihm übertragenen Vertrauensmission gar nicht erbaut und schwur sich deshalb zu, mit dem Rosendieb, falls er sich blicken liesse, wenig Federlesen zu machen.*

Als er daher seinen Posten bezieht, ist auch die Handspritze nicht, wie es angeordnet, mit Wasser, sondern mit einer Flüssigkeit geladen, deren Bestandtheile Ofenruss, verdünnter Tintensatz und Wasser sind.

Die erste Hälfte der Nacht verläuft belanglos, und es sinken endlich auch der Schildwache un-

---

**) Ein Dorf in der Nähe.*

geachtet heftiger Gelsenangriffe die Augenlider zu, und als sie aus ihrem murmelthierartigen Schlafe erwacht, dringt bereits die Sonne in den Baumschlag ein und bringen die Vögleins ihre Lieder zum Vortrage.

Da sieht der Mann in der Ferne eine Frauengestalt, die, ein Buch in der Hand, ihre Schritte nach dem Rosenhügel lenkt.

«Bist du da, Mamsell Rosendieb,» brummt der Achauer. «Na wart', dir werd' ich's einbrennen.»

In diesem Momente richtet sich auch schon sein Spritzinstrument auf die Dame, die ahnungslos an den Hügel gelangt, wo sodann Hand und Nase sich mit einer Rose in Verbindung bringen wollen.

Noch ist unentschieden, ob nur narkotischer Geruch einem allerliebsten Näschen zugeführt werden, oder sich in der That ein Rosenraub vollziehen soll, als sich aus der Mündung der Gartenspritze ein schwarzer Strom entladet.

Die Erscheinung in Frauenkleidern stösst einen, das Mark durchdringenden Schrei aus und läuft wie ein gehetztes Reh dem Schlosse zu.

Bald darnach steht der wackere Achauer wie ein Triumphator vor seinem Chef, dem Hofgärtner,

meldet haarklein den bestandenen Strauss, und indem er am Schlusse seiner Auseinandersetzungen ein Buch deponirt, das die Entflohene auf der Wahlstatt gelassen, überschlägt er zugleich im Geiste die Ausgiebigkeit einer klingenden Anerkennung.

Da aber findet der Hofgärtner bei näherer Besichtigung des Corpus delicti inner dem Einbande einen Namen hingeschrieben, der sein Haar sträuben macht, und anstatt der erhofften Belobung und Belohnung donnert es in das Ohr des Achauers: «Dummkopf, wie mir noch keiner vorgekommen, mit welcher Missethat hast Du Dich beladen! Weisst Du, wem das Buch gehört? Es gehört dem Schloss . . . .» — Das Nachwort schluckte er hinab. «Du Cannibale, sein Fräulein Tochter braucht die Mineralwassercur und ihr Unstern führte sie in Deine Nähe. Geh' mir aus den Augen, und was Dir weiters bevorsteht, möchte ich nicht mit Dir theilen.»

Als der Kaiser Franz in den Park kam, berichtete der Hofgärtner ganz bestürzt, was sich zugetragen. Er erhielt die Weisung, die Geschichte nicht unter die Leute zu lassen und auch den Achauer unter der Bedingung des strengsten Stillschweigens wieder in Arbeit zu nehmen.

Wochen gingen darüber hin, als der Papa jener so schwer heimgesuchten jungen Dame dem Hofgärtner folgende Mittheilung machte: Nun werde, was er lange vergebens angestrebt, auch Laxenburg eine kleine Orangerie erhalten. Seine Majestät der Kaiser habe es allergnädigst bewilligt.

Der Gartenspritze-Affaire erwähnte er mit keiner Silbe. Sie war begraben, wie das Kriegsbeil der Indianer nach einem Friedensschlusse.

Am 25. Juli nahmen beide Majestäten ihren Aufenthalt in der l. f. Stadt Baden; für die Badener war das stets ein Ereigniss der grössten Tragweite, denn mit dem Hofe kamen auch die meisten und angesehensten Fremden.

Kaiser und Kaiserin bewohnten das sogenannte «Kaiserhaus».

Die kaiserlichen Familienglieder und der Hofstaat behalfen sich mit den Häusern der nächsten Nähe.

Auf der «Promenade» oder an anderen öffentlichen Orten liess der Kaiser Franz sich selten sehen. Dafür durchstreifte er um so öfter Badens reizende Umgebung, schaute sich bei den Landleuten um, botanisirte gerne und verstand es auch

vorzüglich. Manchmal kehrte er erst zur Mittagszeit, in Schweiss gebadet und mit einem mächtigen Strauss Feldblumen, nach Hause.

Am 25. August bezog der Kaiser Franz mit der Kaiserin das kleine Schloss Persenbeug an der Donau, das eine reizende Lage hat.

Nur ein sehr kleines Gefolge begleitete sodann die allerhöchsten Herrschaften, da in Persenbeug, wo der Kaiser das Leben eines einfachen Landedelmannes führte, jede Etiquette bei Seite geschoben war.

Und doch hatte der Kaiser Franz, wenn auch in anderer Sphäre, vollauf zu thun. Er machte sich in dem nicht sehr grossen Schlossgarten zu schaffen, sah sich in der Oekonomie des Gutes um, prüfte das Wirthschaftserträgniss, besprach vorzunehmende Veränderungen, ging manchmal auf die Jagd, kutschirte an andern Tagen in einem leichten Pirutsche durch das Land, oder er machte in Begleitung seines Kammerherrn Ausflüge zu Fuss. Es kam aber auch vor, dass er an die Donau hinabstieg und angelte.

So sass er auch einmal am Wasser und warf die Angelschnur kreuz und quer aus. Allein der Tag schien seinem Vorhaben nicht günstig zu sein,

denn trotzdem, dass er durch längere Zeit schon ausharrte, hatte er nur ein paar fingerlange «Schneiderfischleins» herausgezogen, um die ihm gar nicht zu thun war.

Da näherte sich ein alter Mann, der halb Bauer und halb Fischer war. Er schleppte einen ziemlich grossen, aus Weiden geflochtenen Korb, und in diesem Korb zappelten schöne, grosse Fische. Er hatte schon vor einer Stunde den Kaiser gesehen und wusste als Sachkundiger, dass dieser heute keinen grossen Fang machen würde.

Deshalb war er zu seinem Fischwasser gelaufen, wo er Garnsäcke gesteckt hatte, und richtig hatten etliche Barben und Karpfen sich in ihr Unglück hineingearbeitet.

Er nahm die ansehnlichsten Fische aus und rechnete schon auf dem Wege, wie viel Geld er durch sie verdienen werde.

Als er darnach hinter dem Kaiser stand, räusperte er sich verschiedene Male, bis ihn der hohe Herr bemerkte, und sagte sodann in aller Demuth: «Majestät, heund wird's g'fahlt sein mit die Fisch, 's blast der obere Wind.»

«So,» entgegnete der Kaiser, «und ich möchte grad' heut' einen ordentlichen Fisch kriegen können.»

[illegible]

[illegible]

Der Kaiser Franz wollte in Persenbeug aus seiner Ruhe nicht gebracht, in seinen Gewohnheiten nicht gestört sein.

«Es sind meine wenigen Ferientage,» pflegte er zu sagen, «und die will ich für mich haben.»

Er gab in Persenbeug keine Audienzen, verbat sich Aufwartungen, lehnte Besuche ab.

Nun kehrt er eines Tages von der Hühnerjagd zurück. Er hatte Glück und ein barfüssiger Junge ging mit dem geschossenen Wild hinter ihm.

Da bemerkt der Kaiser vor dem Schlossthor einen Reisewagen und unter der Einfahrt Zwei, die, als er vorbeikömmt, sich tief bücken. Der ältere Mann trägt die landesübliche schwarze Tuchjacke, dazu Lederhosen von der gleichen Farbe und hohe Stiefel. Der bei Weitem jüngere Fremde ist in Schwarz nach der Mode angezogen.

Das Gesicht des Kaisers hat einen strengen Zug angenommen. Schon an der Stiege blickt er nochmals nach diesen Beiden, kehrt sodann rasch um, geht auf den älteren Mann los und sagt: «Der Tausend, mein lieber F . . k, was bringt Sie hieher, wollen's was von mir? Und der neben Ihnen ist g'wiss der Sohn? — Seh's ihm am Nasenspitzel an.»

Der Angesprochene, Schiffmeister F . . k, nach Feldmüller, dem kleinen Rothschild auf der Donau, der, welcher die grössten und meisten Holzschiffe von «oben herab» schwimmen lässt, setzt der Majestät auseinander, dass er auf der Reise nach Linz sei, in der Gegend Geschäfte gehabt und nur aus pflichtschuldiger Devotion anfragen wolle, ob Seine Majestät nicht vielleicht eine Bestellung hätte.

«Schön von Ihnen,» lässt sich der Kaiser vernehmen, «aber ich hab' nichts für Sie. Dafür

[illegible]

«Lieber F..k» sprach der Kaiser, das Lachen war mühsam unterdrückt, «die einzigen Leute, die in meiner Wienerstadt noch rothe Röcke tragen, sind die «Sesselträger» in der «Wallnerstrasse».

«Ei beileibe,» erwiderte der F..k fast erschrocken, «die hat die Meinige nicht g'meint, die meint die Herren mit den rothen, goldg'stickten Röcken in der «Herrengasse».

«Ah, Ihre Frau denkt an meine Landstände! Ja, da kann ich nichts thun. Nobilitirt, lieber F..k, sind wir nicht, haben auch kein landtäf-

liches Gut. Da wird's schwer halten, aber jedenfalls müssen Sie ins Landhaus gehen. Adieu, und wann ich wieder nach Wien komm', so lassen's mich wissen, ob sich für den Sohn der rothe, goldg'stickte Frack gefunden hat.»

Schon winkte der Kaiser mit der Hand zum Abschiede und die Herren F . . k senior und junior beugten sich möglichst tief, als der Kaiser die Conversation nochmals in Fluss kommen liess.

«Was ich noch erwähnen will,» hub er an. «Von meinen Fenstern seh' ich recht oft Ihre Holzschiffe und Flösse vorbeikommen. Die sind nun meistens so stark geladen, dass man fürchtet, sie müssten jetzt und jetzt untergeh'n. Warum laden's denn so schwer?»

«Majestät,» erwiderte F . . k senior mit ziemlicher Unverfrorenheit, «es ist ganz richtig und wahr. Aber wann beim Wasserfuhrwerk nid stark g'laden wurd't, schauet nid zu viel heraus. Meine «Nauführer» kennen 's Wasser in- und auswendi, no und g'schieht amal ein Unglück, heisst's halt aussischwimmen.»

«Das nehmen Sie so kaltblütig?» sagte der Kaiser und der Ton seiner Stimme wurde rauh. «Ich aber schlag' ein Menschenleben höher an, wann

es auch nur ein armer Teufel zu verlieren hätt'. Das werden Sie künftig abstellen! — Glückliche Reis'!»

Am 25. September nahm der Kaiser Franz wieder im Lustschlosse Schönbrunn die Herbstcampagne auf, um sodann am 25. October nach der Burg in Wien zu übersiedeln, wo seine gewohnten Besuche im «Kaisergarten» sich wiederholten.

Im «Kaisergarten» war ja seine Hand vorzugsweise thätig gewesen und hatte manchen Setzling gesteckt, der ein Baum geworden. Sah es aber zu solcher Zeit im «Kaisergarten» schon ziemlich kahl und armselig aus, so prangte dafür dort in den Gewächshäusern das Pflanzenleben in seiner überwältigenden Schönheit und Herrlichkeit.

Durchging nun der Kaiser Franz wieder das erste Mal die verschiedenen Abtheilungen, dann ruhte sein Auge wohlgefällig über einem Blumenmeere, das seine Schöpfung war.

Blume an Blume schien sich zu neigen und Alles huldigte ihm, dem Blumenkaiser, durch ausströmende Düfte wie durch wunderbare Farbenpracht.

Aber nicht allein im «Kaisergarten», überall, wo grüne Räume die kaiserlichen Sommerresidenzen verschönerten, kam auch, sobald das Empfangs-



ceremoniel für den «Kaiser» zurücklag, im Garten der «Kaisergärtner» in Sicht.

Auf solchen Gängen verstand der Kaiser Franz sich rasch zu orientiren; er verbat sich dabei jede Begleitung, wollte selbst Alles sehen und prüfen.

Er übersah auch schnell, fand jede Veränderung von nur einigem Belange heraus, unterschied mit feinem Fachsinne die verdienstliche Leistung von ihrem Scheine; mit Potemkim-Kunststücken konnte man ihm nicht beikommen. Bei Bäumen und Pflanzen, welche kränkelten, benahm er sich wie der Ordinarius auf dem Krankenzimmer,




Woher neue Hofgärtner?



Gerne verkehrte der Kaiser Franz mit seinen Hofgärtnern. Wahrlich nicht, um nur Neugierde zu befriedigen, sondern um durch Antworten und aus der Entwicklung von Ansichten auf Fähigkeit und Fachbildung schliessen zu können.

Nebenbei gewann er durch diese Berührungen Einblicke in das Familienleben solcher Bediensteter, und für ihn gab es einen besonderen Grund, sie zu erlangen.

Die Mehrzahl seiner Hofgärtner waren nämlich verheiratet, hatten Kinder, von denen sodann dieser oder jener Sohn sich dem Berufe des Vaters widmete.

Erwies sich nun der Vater als ein gesitteter, pflichttreuer Mann, der mit Kenntnissen Schaffenskraft vereinigte, dann bekam auch der Sohn von

ihm die richtige Anleitung und man konnte Hoffnungen auf ihn setzen.

Es fiel aber dieses zugleich mit einer Idee des Kaisers zusammen, die er mit seinem Franzl (Antoine) oftmals erörterte, davon wieder abging, um abermals auf sie zurückzukommen.

Der Kaiser Franz hatte für seine Hofgärten grosse Geldopfer gebracht und war in der Wahl seiner Hofgärtner glücklich gewesen. Nun wollte er auch der Zukunft sicher sein.

«Woher nehmen wir, wenn's nöthig sein wird, die neuen Hofgärtner?» war mehr denn einmal seine Frage.

«Darüber hilft nur Eines hinaus,» lautete stets die Antwort seines Antoine. «Wir müssen sie uns heranbilden können. Es muss durch junge, talentirte Leute, allenfalls Söhne unserer Hofgärtner, eine ««Reserve»» geschaffen werden. Haben sich dann solche Personen angeeignet, was bei uns zu lernen ist, muss man sie auf Reisen schicken. Euer Majestät dürfen sich der Thatsache nicht verschliessen, dass wir in Oesterreich, wo die Gartencultur noch in Windeln liegt, keinen Ueberfluss an geschickten Gärtnern besitzen. Woher soll er auch kommen? Tüchtige Gärtner werden meistens aus dem Auslande ver-

schrieben und die wenigen Einheimischen haben sich dort ausgebildet. Die Mehrzahl der Wiener Gärtner sind sogenannte ««Krauterer»», die nicht über den ««Küchengarten»» hinwegkommen. Er lässt sie nothdürftig leben, aber ihnen fehlen die Mittel und auch der Unternehmungsgeist, um in den Gärten Englands, Frankreichs und Hollands Besseres kennen zu lernen und den Geschmack zu veredeln.»

Nun war der Kaiser sich wohl bewusst, dass das ABC des «Kunstgärtners» erst mit dem Gange in die Welt abschliesse. Er hatte dafür auch einige Söhne von Hofgärtnern im Auge, aber für ihn hatte das Reisen ins Ausland auch eine bedenkliche Kehrseite der Medaille.

Es frass ihn der Zweifel an, ob nicht vielleicht auch diese, in das Ausland geschickten jungen Leute möglicher Weise importiren könnten, was nicht nur nicht in den Garten gehöre und ob es für sie, so auch für Andere nicht besser wäre, wenn es ungekannt bliebe.

Der Kaiser zog vornehmlich die «gesellschaftlichen» Zustände einiger Staaten des Continents in Betracht, in welchen ihm die «gemeinschädlichen» Gähr- und Giftstoffe noch nicht aufgebraucht schienen, und insoferne war er im Rechte.

«Majestät,» erlaubte sich Antoine zu sagen, als einmal der Kaiser dieses Thema wieder berührte, «man kann an dem Charakter Einzelner irren. Es steckt manchmal im Schafskleide ein Wolf, es hat die Welt ihre Undankbaren. Dennoch möchte ich bezweifeln, dass von jenen jungen Leuten, welchen Euer Majestät so grosse Gnade angedeihen zu lassen gedenken, auch ein Einziger nicht entsprechen würde. Vermochten deren Väter durch Treue und gewissenhafte Pflichterfüllung die Huld Eurer Majestät zu erringen, warum soll gerade der Sohn aus der Art schlagen? Dazu noch besitzen Euer Majestät durch die Gesandten an den Höfen die Mittel, über das Wohlverhalten und die erspriessliche Verwendung unserer Volontaire Nachricht zu erhalten.»

Endlich kam der Kaiser zu einem festen Entschlusse und durch ihn eine «Reserve für Hofgärtner der Zukunft» zu Stande. Von ihnen, welche sodann der Kaiser wählte, leben gegenwärtig noch einige als Zierden ihres Standes und als Fachmänner rühmlichst bekannt.

Also begleiteten auf Anordnung des Kaisers Franz Heinrich Schott und Josef Schücht den Naturforscher Dr. Pohl auf seinen Reisen nach Australien (1819—1822).

Nach ihrer Rückkehr wurde Herr Schott zum kaiserlichen Hofgarten-Director in Schönbrunn ernannt, Herr Schücht kam als kaiserlicher Lustgärtner nach Prag.

Die begabten Hofgärtnerssöhne Carl und Franz Rauch gingen nach London. Dort erwarben sie als Supplenten an der Londoner Horticultural-Society vielseitige Kenntnisse und gewannen schätzenswerthe wissenschaftliche Einblicke, wobei ihnen die Freundschaft des botanischen Directors Laudon, der die anspruchslosen strebsamen Oesterreicher liebgewonnen, sehr zu Statten kam.

Carl Rauch fand später seine Stellung als kaiserlicher Hofgärtner in Schönbrunn.

Leider raffte der Tod diesen vielseitig gebildeten Mann, welcher mit besonderer Vorliebe an seinem Berufe hing, den auf seinen Reisen gesammelten Schatz sehr reicher Erfahrungen bestens zu verwerthen verstand und der noch vieles Gedeihliche geschaffen haben würde, in der Blüthe der Jahre hinweg.

Franz Rauch, der jüngere Bruder des Verstorbenen, ist gegenwärtig kaiserlicher Garten-Inspector in Laxenburg. Park, Gewächshäuser und Baumschule daselbst sind das beste Zeugniss seiner

Leistungen und Fachverständigkeit. Als berufener Experte in der Wiener «Ringstrassen-Allee»-Angelegenheit gab er unter sachlicher Nachweisung sein Votum gegen die Anpflanzung des «Aylanthus» und der «Platane» ab.

Josef Boos, Sohn des Hofgarten-Directors Boos, erhielt nach mehrjähriger Abwesenheit die Hofgärtnersstelle im Belvedere.

Die kleine Zahl dieser, vom Kaiser Franz in das Ausland geschickten Personen schloss mit dem gegenwärtigen Hofgarten-Director Franz Antoine ab, einem Enkel Antoine's aus dem Paradiesgärtchen unter Kaiser Josef und Sohn des Hofgärtners Antoine im «Kaisergarten».

Er und sein Stiefbruder Franz Held, beide von Jugend an mit Leib und Seele Gärtner und in der Lage, sich schon im väterlichen Hause Kenntnisse und Erfahrungen anzueignen, waren ebenfalls durch Jahre im Auslande für ihren Beruf thätig. Heute zählt Director Antoine zu den Autoritäten der Horticultur. Franz Held starb, bevor es ihm möglich ward, die Früchte seiner Strebsamkeit in geeigneter Stellung zu verwerthen.

Der Kaiser Franz hatte die sich vorgestellten Hauptzwecke vollkommen erreicht.

Die Personen seiner «Hofgarten-Reserve» erwiesen sich alle als vollkommen ausgebildete Fachleute, die sodann wieder in ihrer leitenden Stellung tüchtige Gehilfen heranbildeten. Die Gartenkunst selbst bekam eine wissenschaftliche Basis und dadurch fand auch die Vegetationscultur immer mehr Boden.

Nun traten auch in Wien Blumenzüchter und Handelsgärtner von Bedeutung hervor und es vermochte sich später eine Gartenbau-Gesellschaft zu bilden und durch sie erstarkten Sinn und Bestreben für Blumenpflege und Obstcultur.

Alles dieses hat man dem «Blumenkaiser» zu verdanken.



Seit jener denkwürdigen Epoche sind viele Jahre versunken. Es ruht der Kaiser Franz in der Gruft der Ahnen, — es trägt der Sarg die Worte seines Wahlspruchs, — es hat die Pietät des Sohnes und Nachfolgers auf dem Kaiserthrone dem «Vater» ein Denkmal aus Erz errichtet, — doch des Blumenkaisers unvergleichliches Mausoleum ist der Garten in Oesterreich.


Lebende Wahrzeichen.



An einer schattenreichen Allee hinter dem rechten Schlossflügel von «Schönbrunn» zieht sich der sogenannte «Kammergarten» hin, der nur von den jeweiligen Majestäten benützt wird.

Sein Terrain ist nicht zu breit. Vom Spaliergehölze hebt sich eine sorgfältig gepflegte Rasenfläche ab, mit kleinen Blumengruppen in reizender Farbenmischung, und dazwischen läuft, vorbei an Lauben der Schlingpflanze oder neben wildem Weine, ein fein beschotterter Fussweg.

Nichts stört diese stille, lauschige Einsamkeit. Es wäre denn eine Amsel oder Drossel, die am

Wege hinliefe, oder noch kleinere Waldsänger brächten Zweige in Unruhe.

Folgt man dem Fusswege, führt er auch zu zwei Statuen. Beide sind Meisterwerke, — die eine eine «Hebe», die andere ihr männliches Gegenstück.

An einem Nachmittage des Jahres 184* führte mich mein Freund, der Hofgärtner Carl Rauch, in den «Kammergarten», um mir einen «Eischützbaum» zu zeigen.

Der Baum, von niedrigem Gesträuche vierseitig eingerahmt, hatte die Stärke einer ziemlich entwickelten Silberpappel, hoch hinanragende Wipfel, und seine sanftgrünen Blätter überdeckten schon ganz kleine Früchte.

«Das ist der Baum,» sagte Rauch, «von dem ich Ihnen erzählt, es habe ihn der Kaiser Franz gepflanzt, als er schon die Kaiserkrone trug.»

«Dann stünden wir also vor einem ««lebenden»» Wahrzeichen des seligen Kaisers,» war meine Antwort.

«Es ist so,» betonte Rauch. «Wie Sie sehen, ist der Baum in der vollsten Entwicklung und wird, wie vielleicht Manchen von uns, *) wahr-

*) Hofgärtner Carl Rauch, damals rüstig, gesund, im blühendsten Mannesalter, starb wenige Jahre darnach.

scheinlich auch mehr als eine Generation hinter uns überdauern.»

Nachdem wir den Garten durchgangen, zog er die Uhr. «Wir haben hinlänglich Zeit, uns noch in ««Bowling-green»» umzusehen.»

Darnach wieder der «Hauptgarten» zum Vorschein kam, schlug der Hofgärtner den Weg quer über das grosse Parterre ein und hielt vor einer hohen, sehr dichten Laubwand, durch welche eine ausgedehnte «Rasenvertiefung» der Neugierde entzogen wurde.

In diesem, nicht leicht auffindbaren Verstecke, für das Rothkehlchen und das Goldhähnchen wie geschaffen, machte er an einer Stelle Halt, die Alles übersehen liess, ohne selbst gesehen zu werden.

«Bowling-green,» sprach Rauch mit gedämpfter Stimme, «der Spielplatz der jugendlichen Erzherzoge und Söhne des Erzherzogs Franz Carl, zugleich der Ort für ihre Turnübungen und militärischen Exercitien. Den Namen gaben Ihre kaiserliche Hoheit, die Frau Erzherzogin Sofie. Sehen Sie dort das hölzerne ««Cottagehaus»»? In ihm wird der Unterricht ertheilt. Sie müssen unendlich viel lernen, unsere Erzherzoge, und gibt

ein Lehrer dem andern die Hand. Der Raum, der dann weiter noch zurückliegt, dient für ihre Gartenarbeiten in den Erholungsstunden. Leider kann ich Sie heute nicht zu dem ««Adamsapfelbaume»» führen, den seinerzeit der Erzherzog Franz Carl aus einem Kerne zog und sein Fortkommen durch Jahre überwacht hat. Nun ist dieser Baum gross und trägt bereits Früchte. Dafür sollen Sie im ««Medaillon-Gärtchen»» die ««Platane»» des Kaisers Ferdinand sich unbehindert besehen.»

Das «Medaillon-Gärtchen») hat diese Benennung von der Form seiner Rasenanlage, aus deren Mitte sich eine Statue erhebt. Dort hielten wir vor dem zweiten «Kaiserbaume».*

«Der Herr Erzherzog Franz Carl,» sagte mein Cicerone, «hat wiederholt davon gesprochen, es habe sein Bruder, der Kaiser Ferdinand, in der Jugend das Samenkorn dieser Platane, die nun eine stattliche Krone hat, in das Erdreich gesteckt, wie überhaupt Kaiser Ferdinand seine Vorliebe für die Blumen und zum Garten vom Vater

---

**) In diesem Gärtchen verlebte auch Erzherzog Ludwig Victor viele Tage der Kindheit, indess die älteren Brüder schon nach dem in «Bowling-green» gelegenen Sommerhäuschen übersiedelt waren.*



*hat.**) Es ist dieses, wie die allbekannte «‹Herzensgüte››, ein Familienzug in unserem Kaiserhause. Sie Alle, der Kaiser Ferdinand, sein Bruder Erzherzog Franz Carl, des Kaisers noch lebende Oheime, Erzherzog Ludwig, Erzherzog Carl und Erzherzog Johann, sind höchst edel angelegte Naturen mit einem ausgeprägten warmen Sinne für das Gute und Schöne. Man vermag das erst recht kennen zu lernen, wenn man in der Nähe der höchsten Herrschaften ist. Nur prunken sie nicht mit ihren Wohlthaten, nicht mit Dem, was sie selbst schufen oder grossmüthigst unterstützten. So war Erzherzog Anton, dieser unvergessliche Freund der Armen, einer der ersten und grössten Rosenzüchter, und in seinem ‹Badener Garten› hat keine Rose von nur einiger Bedeutung gefehlt. Ebenso ist der Erzherzog Carl auf der Weilburg im Besitze einer Rosensammlung, welche einen Weltruf hat. Pelargonien und Neuholländer*

**) Während des Aufenthaltes des Kaisers Ferdinand in ‹Schönbrunn› hatte Hofgärtner Rauch die Verpflichtung, dem Kaiser jeden Sonntag Vormittags zwei Körbchen des schönsten Obstes aus den Gärten zu überreichen. Hatte sodann die Kaiserin hievon ihre Auswahl getroffen, wurden von dem Kaiser jene Obststücke, welche ihm besonders gefielen, zur Abnahme in Aquarell bestimmt, wozu ein eigener Künstler bestellt war.*

Species hatten den Erzherzog Ludwig zu ihrem Freunde, aber noch mehr interessirten ihn das Nadelholz und die Pinus-Varietäten. Er vorzüglich hat möglich gemacht, dass wir gegenwärtig in Schönbrunn und Laxenburg die seltensten Nadelhölzer und Pinus-Gattungen besitzen.) Aber die grösste, nachhältigste Einwirkung auf den Garten im Allgemeinen wurde durch die, vom Kaiser Ferdinand ins Leben gerufene k. k. Gartenbau-Gesellschaft erzielt. Sie ist die Krönung von dem Werke des seligen Kaisers Franz. Die ««Preisvertheilungen»» dieser Gesellschaft, verbunden mit*

**) Die Herstellung eines Sortiments von «Samenzapfen» aller bekannten «Nadelhölzer und Pinus-Gattungen» ist ein Verdienst der Brüder Carl und Franz Rauch, die schon während ihres Aufenthaltes im Auslande mit dem Ansammeln begannen und auch späterhin dasselbe rastlos fortsetzten. Im Jahre 1848, und auch noch eine geraume Zeit darnach, war in der Orangerie von «Schönbrunn» in Töpfen eine Sammlung junger Nadelhölzer und Pinus-Gattungen ausgestellt, welche allgemeinst die Bewunderung aller Sachverständigen und Laien hervorrief. Die Brüder Rauch hatten hiezu die Samen geliefert und dadurch ihrem Namen in der «Gartenwelt» eine bleibende Erinnerung erworben. Der Erzherzog Ludwig besichtigte fast täglich diese hochinteressante Ausstellung. Späterhin wurden die gesammten Baumpflanzen nach Laxenburg übersiedelt und gelten noch heute als eine der vollständigsten Sammlungen.*

der Verbreitung von Sämereien und Setzlingen, haben grosse, gemeinnützige und [illegible] [illegible]wirkende Zwecke überraschend gefördert.»

Unter diesem Gespräche waren wir an eine Pforte jenes Obstgartens gelangt, der am «grünen» Berge emporsteigt und welchen eine Mauer von den Hauptanlagen trennt.

«Kommen Sie noch mit,» lud der Hofgärtner mich ein. «Oben im Kohl hat sich ein starker Hase blicken lassen. Der Erzherzog Franz Josef ist hievon in Kenntniss und er wird kommen und den Hasen abschiessen.»

Als wir der Höhe schon nahe waren, erschien Seine kaiserliche Hoheit in Begleitung des Grafen Bombelles. — Herr Rauch trat vor und gab ein paar Taglöhnern das Zeichen, den Hasen aufzujagen. Erzherzog Franz Josef hielt sich schussfertig, der Hase sprang auf, Rauch und Knall und Lampe stürzte in vollem Feuer.

In diesem Jahre stand ich wieder einmal im Garten zu «Schönbrunn».

Er prangte wie der junge Tag im Festkleide des Frühlings, sein Parterre im herrlichsten Blu-



menschmucke, umsäumt vom jungen, glänzenden Grün des Baumschlages. Sonnengold, Farbenpracht und narcotische Düfte wirkten bezaubernd auf die Sinne.

Es war noch früh, ich fast der einzige hier Wandelnde und doch nicht allein, denn an mir zogen ja manche Erinnerungen vorüber, — Erinnerungen an diesen Garten aus älterer Zeit und an Menschen, die ihn damals begingen, die ihn lieb gehabt und auch gepflegt.

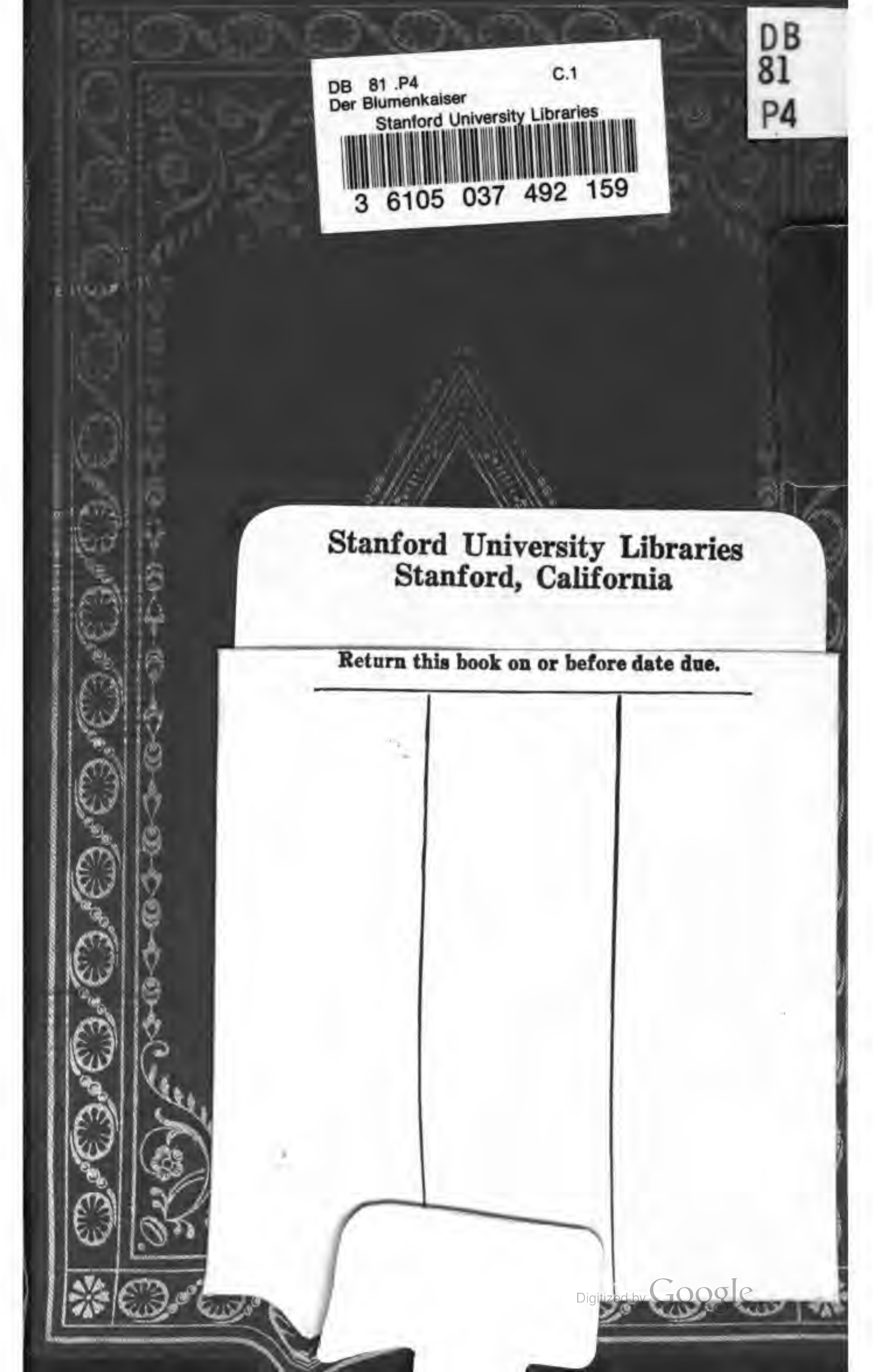
Und da schien mir's, als sehe ich auch in der Ferne den «Blumenkaiser», sich labend an dem unendlich schönen Bilde.



Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.






DB 81 .P4
C.1
Der Blumenkaiser
Stanford University Libraries
3 6105 037 492 159
DB
81
P4
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

